

Wandel der Bestattungskultur in der Stadt Zürich

Abschlussbericht



Verfasser/in:
Aya Domenig
Mehdi Sahebi

Zürich, 10. 9. 2007

Impressum

Herausgeber

Stadt Zürich unter der Leitung des Bestattungs- und Friedhofamts in Zusammenarbeit mit Stadtentwicklung Zürich und mit Grün Stadt Zürich

Redaktionelle Bearbeitung

Marianne Herold, Nadja Benz

Verfasser/in

Aya Domenig, lic. phil.

Mehdi Sahebi, Dr. phil.

Bildmaterial

Mit Ausnahme von einer Fotografie (von Dominik Zuber, Verwalter Friedhof Sihlfeld) handelt es sich bei sämtlichen in dieser Studie verwendeten Bildern um Videostills aus dem Dokumentarfilm zum Bericht.

Film

Parallel zur Forschungsarbeit realisierten die Autoren dieser Studie einen 30-minütigen Dokumentarfilm mit dem Titel "Bestattungskultur im Wandel". Der Film präsentiert einen Ausschnitt aus den Resultaten der Forschungsarbeit. Als DVD zu beziehen bei: Bestattungs- und Friedhofamt der Stadt Zürich.

Internet

pdf zum Downloaden unter
www.stadt-zuerich.ch/bestattungsamt, Rubrik „Aktuelles“

Druck

GeoPrintShop Zürich, Oktober 2007

Auflage

250 Exemplare

Wandel der Bestattungskultur in der Stadt Zürich

Inhalt

1	Zusammenfassung	6
2	Einleitung und Fragestellung	8
3	Methodik	10
4	InformantInnen	12
4.1	Betroffene	12
4.1.1	Personen, die eine Beisetzung in einem Gemeinschaftsgrab wünschen	12
4.1.2	Personen, die eine Verstreuung oder Beisetzung der Asche in der freien Natur wünschen	13
4.1.3	Personen, die eine Erdbestattung oder eine Beisetzung in einem Urnenreihengrab wünschen	14
4.1.4	Gruppeninterviews	14
4.1.5	Kurzinterviews mit PassantInnen	14
4.2	Professionelle	14
4.3	ExpertInnen verschiedener religiöser Gruppierungen	15
5	Zahlen zur Religionslandschaft Schweiz und zur Belegung der Grabtypen	16
6	Gemeinschaftsgrab	20
6.1	Gemeinschaftsgräber in Zahlen	20
6.2	Gründe für die Wahl einer Beisetzung in einem Gemeinschaftsgrab	21
6.2.1	Familienstruktur, Mobilität, Grabpflege	21
6.2.2	Ökonomische Faktoren	24
6.2.3	Ästhetik	26
6.2.4	Einstellung zur Religion	26
6.2.5	Vorstellungen vom Körper nach dem Tod	28
6.2.6	„Zurück in die Gemeinschaft“	30
6.3	Trauerrituale am Gemeinschaftsgrab: Zwei Perspektiven	32
6.3.1	<i>Perspektive 1</i> : Angehörige von Verstorbenen im Gemeinschaftsgrab (GrabbesucherInnen)	33
6.3.2	<i>Perspektive 2</i> : Aussenstehende, die beruflich mit Bestattungen zu tun haben	37
7	Verstreuen oder Beisetzen der Asche in der freien Natur und Beisetzungen in Waldfriedhöfen	40
7.1	Verstreuen oder Beisetzen der Asche in der Natur und Beisetzungen in Waldfriedhöfen in Zahlen	40
7.2	Gründe für die Entscheidung, die Asche in der Natur oder in einem Waldfriedhof verstreuen, bzw. beisetzen zu lassen	40
7.2.1	Zurück in den Kreislauf der Natur	40
7.2.2	Bedürfnis nach „Befreiung“	41

8 Abschiedsrituale	44
8.1 „Den Tod der Familie zurückgeben“: Abschiedsrituale vor der Bestattung	44
8.2 Begleitung zum Ofen: Abschiedsrituale im Krematorium	46
8.3 Abschiedsrituale am Grab und bei der Abdankung	47
8.4 Todesanzeigen	50
9 Designerurnen und Diamanten aus der Asche von Verstorbenen	53
10 Auswirkungen des zunehmenden Ausländeranteils auf die Bestattungskultur	56
11 Zukünftige Entwicklung der Friedhöfe	58
12 Literatur	61
Anhang 1: Eckdaten der InterviewpartnerInnen	63
Anhang 2: Strasseninterviews	68
Anhang 3: Mitwirkende (Forschung und Film)	70

1 Zusammenfassung

Die Bestattungskultur verändert sich in Bezug auf die *Grabformen* und *Abschiedsrituale*.

Auf der Ebene der *Grabformen* lässt sich eine starke Tendenz in Richtung Gemeinschaftsgrab und eine marginale Tendenz in Richtung alternative Beisetzungsformen wie Aschenverstreungen oder Beisetzungen im Wald beobachten. Gemeinsam ist diesen Beisetzungsformen, dass sie eine bewusste Entscheidung der Vorausverfügenden oder der Angehörigen für eine Grabform voraussetzen, die von der Norm abweicht (Reihengrab, Familiengrab, Nischengrab). Diese bewusste Entscheidung wird von vielerlei Faktoren bestimmt. Beim Gemeinschaftsgrab spielen sowohl rationale, als auch ästhetische und weltanschauliche Überlegungen eine Rolle. Die veränderten Familienstrukturen und die zunehmende Mobilität der Gesellschaft haben dazu geführt, dass Familienangehörige oftmals weit voneinander leben. Dies macht Grabbesuche in vielen Fällen schwierig. Vorausverfügende wissen um diese Problematik und möchten ihren Angehörigen nicht mit der moralischen Verpflichtung zur Grabpflege zur Last fallen. In diesem Kontext bietet das Gemeinschaftsgrab eine einfachere und weniger verpflichtende Lösung als ein herkömmliches Reihengrab: Die Angehörigen *können* das Gemeinschaftsgrab besuchen, *müssen aber nicht*. Ökonomische Erwägungen spielen bei der Wahl des Gemeinschaftsgrabes keine vorrangige Rolle, doch wo keine Grabbesuche erwartet werden, möchte man auch keinen grossen finanziellen Aufwand leisten.

Neben diesen praktischen Überlegungen ziehen die Vorausverfügenden und Angehörigen auch aus sinnlichen und ideologischen Gründen das Gemeinschaftsgrab vor: Während die einen Gemeinschaftsgräber schlicht und einfach schöner und lebensbezogener finden als Reihengräber, die mit ihren Grabsteinen direkter an den Tod erinnern, gefällt anderen die Vorstellung, nicht alleine in einem Grab zu sein. Der Wunsch, nach dem Tod in eine wie auch immer geartete Gemeinschaft „zurückzukehren“, mag von einer Verlusterfahrung genährt sein: Darin kommt die Sehnsucht nach einer intakten Gemeinschaft zum Ausdruck, die im Zuge der Modernisierung und Individualisierung vor allem in den Grosstädten weitgehend verloren gegangen ist. Wieder andere sind der Überzeugung, dass es zum Trauern und Erinnern kein Grab braucht.

Das Gemeinschaftsgrab ist heute keine Grabform mehr, die nur von einem bestimmten Bevölkerungssegment gewählt wird. Die Statistik zeigt, dass zwar häufiger ältere Menschen in Gemeinschaftsgräbern beigesetzt werden, dass aber auch sehr viele junge Menschen diese Grabform wählen. Katholiken und Personen evangelisch-reformierter Konfession werden praktisch zu gleichen Anteilen in Gemeinschaftsgräbern beigesetzt und der Anteil an Konfessionslosen ist sehr gering. Diese Tatsachen widerlegen die Meinung bestimmter Kritiker, die im Gemeinschaftsgrab eine Grabform sehen wollen, die vorwiegend von konfessionslosen, sozial isolierten und älteren Menschen gewählt wird. Auch die Interpretation der Wahl des Gemeinschaftsgrabes als Ausdruck von Rationalität und Gefühlskälte erweist sich bei näherer Betrachtung als unhaltbar. Den in diesem Zusammenhang am häufigsten ins Feld geführten Aspekten des Verlusts eines Trauerortes und der Anonymisierung der Verstorbenen widerspricht die Praxis der GrabbesucherInnen, die den Ort der Beisetzung in den meisten Fällen genau kennen. Bezüglich der Trauerrituale an der Grabstätte sehen sie wenige bis gar keine Unterschiede zu Ritualen, die an einem herkömmlichen Reihengrab durchgeführt werden.

Die in den häufig mit kollektiven Namenstafeln versehenen Zürcher Gemeinschaftsgräbern Beigesetzten sind – zumindest für ihre Angehörigen – also keineswegs anonym. Die Entscheidung für diese Grabform kann ausserdem als ein Akt des Individualismus interpretiert werden, insofern, als dass eine Form gewählt wird, die den persönlichen Bedürfnissen des Verstorbenen und der Angehörigen am besten entspricht. Allerdings darf hier nicht verschwiegen werden, dass es durchaus auch Fälle gibt, in denen die getroffene Entscheidung den Wünschen der Angehörigen entgegengesetzt ist. Denn nach wie vor ist es für viele Menschen wichtig, einen klar markierten Ort der Erinnerung zu haben, wie es bei einem Reihengrab mit Grabstein gewährleistet ist.

Der Wunsch nach einer individuell angepassten Entscheidungsfindung ist der entscheidende Faktor, der allen gegenwärtigen Veränderungen in der Bestattungskultur zugrunde liegt. Auffälligere und damit medienwirksamere Ausprägungen dieser Tendenz in Richtung Individualismus findet man in alternativen Bestattungsformen wie Aschenverstreungen in der freien Natur, Beisetzungen in Wäldern bis hin zu Weltraumbestattungen. Solche Formen sind heute aber noch sehr marginal (ca. 1% aller Beisetzungen) und sprechen spezielle Bedürfnisse an. Bezüglich der Verstreungen in der Natur und Beisetzungen in Wäldern überrascht es nicht, dass viele Personen, die sich für solche Beisetzungsformen entscheiden, eine besondere Beziehung zur Natur haben. Vor allem in Bezug auf Aschenverstreungen spielt die Vorstellung der „Befreiung“ eine wichtige Rolle. Befragte gaben an, dass sie sich nicht in einem Friedhof „eingesperrt“ wissen möchten, sondern sich wünschten, in den Kreislauf der freien Natur zurückzukehren. Je stärker wir uns in Zukunft durch Modernisierung und Technologisierung von der Natur entfremden werden, umso mehr könnten solche Sehnsüchte nach einer Rückkehr in die „reine Natur“ zunehmen.

Auch auf der Ebene der *Abschiedsrituale* bewegt sich der Wandel in Richtung Individualismus und Eigenverantwortung. Während der gesamte Bestattungs- und Beisetzungsprozess früher vollständig an die christliche Kirche delegiert wurde, möchten die Angehörigen heute immer mehr selbst in die Hand nehmen. Gerade Menschen, die zwar einer Konfession angehören, in der Praxis aber nicht gläubig sind, empfinden christliche Rituale oftmals als unpassend. Doch der Übergang von Jahrhunderte alten und in der Gesellschaft fest verankerten christlichen Traditionen hin zu neuen Bestattungsritualen, ist noch von Unsicherheiten begleitet. In der Praxis findet man daher oftmals Mischformen zwischen delegierten und nicht-delegierten Abschiedsritualen vor.

Auch der zunehmende AusländerInnenanteil, der in der Stadt Zürich heute rund 30% beträgt, wird in Zukunft Einfluss auf die Bestattungskultur üben. Die grösste Religionsgruppe der Muslime wird dabei eine wichtige Rolle spielen. Besonders Personen der dritten Generation, die meist keinen starken Bezug zu ihrem Herkunftsland mehr haben, werden immer häufiger eine Bestattung in Zürich wünschen. Für diese Personen bieten muslimische Grabfelder, wie das bereits bestehende im Friedhof Witikon, eine willkommene Alternative zu einer Rückführung ins Heimatland. Unter den italienischen und Spanisch sprechenden Katholiken sind Erdbestattungen heute noch die Regel. Doch auch hier wird die Assimilation der kommenden Generationen vermutlich dazu führen, dass sich die Bestattungsformen und –rituale dieser Bevölkerungsgruppen immer mehr den hiesigen Verhältnissen angleichen werden und dass damit vielleicht auch eine Öffnung gegenüber Beisetzungen in Gemeinschaftsgräbern, in Wäldern oder in der freien Natur stattfinden wird.

2 Einleitung und Fragestellung

In den letzten Jahrzehnten hat die Zürcher Bestattungskultur einen starken Wandel erfahren. Am deutlichsten kommt dieser Wandel in der Zunahme an Beisetzungen in Gemeinschaftsgräbern zum Ausdruck. Während 1986 erst 7.43% der Beisetzungen in Gemeinschaftsgräbern stattfanden, ist dieser Anteil bis 2005 kontinuierlich auf 31.23% gestiegen. Neben dieser deutlichen Veränderung zeichnen sich auch in anderen Bereichen neue Tendenzen ab. So fällt es auf, dass Beisetzungen immer häufiger im engsten Familienkreis erfolgen und oftmals keine amtlichen Todesanzeigen mehr gewünscht werden. In Nischenbereichen entstehen neue bestattungskulturelle Trends, die eine starke Tendenz zur Individualisierung aufzeigen: Ob Aschenverstreuerungen oder Beisetzungen im Wald, moderne Designerurnen, Erinnerungsdiamanten aus Kremationsasche, virtuelle Gräber im Internet oder gar Weltraumbestattungen – bei all diesen Formen geht es in der einen oder anderen Weise darum, die Verstorbenen auf eine spezielle, individuelle Weise zu würdigen.

Auf den ersten Blick scheint die Tendenz zum Gemeinschaftsgrab ein Ausdruck einer entpersonalisierten, rationalen Gesellschaft zu sein, in der den Toten kein gebührender Platz mehr eingeräumt wird. Entsprechend den Prinzipien einer Wegwerfgesellschaft, die über keine tragenden Familienstrukturen mehr verfügt, werden die Körper der Verstorbenen in hochtechnologisierten Krematorien verarbeitet und danach schnell und einfach entsorgt – am besten in einem Gemeinschaftsgrab. So möchten es zumindest extreme Kritiker dieser Grabform sehen, und in verschiedenen Variationen begegneten wir dieser Sichtweise auch bei Wissenschaftlern und Personen, die mit der Bestattungsbranche zu tun haben, aber auch bei ganz normalen Bürgern.

Als wir uns mit diesem Thema zu beschäftigen begannen, hatten wir ebenfalls den Eindruck, dass es sich beim Gemeinschaftsgrab um eine Grabform handelt, bei der dem einzelnen Individuum, das dort beigesetzt wird, kein besonderer Wert beigemessen wird. Nachdem wir immer wieder von „anonymen Beisetzungen“ und „anonymen Gräbern“ gehört und gelesen hatten, übernahmen wir dieses Konzept der „Anonymität“ vorerst unreflektiert. Doch bald sahen wir uns mit dem scheinbaren Widerspruch zu anderen Phänomenen konfrontiert, die ebenfalls Bestandteile des bestattungskulturellen Wandels darstellen und in eine entgegengesetzte Richtung weisen. Dabei handelt es sich um individualistische Tendenzen, bei denen ein ganz besonderer Wert auf das Hervorheben der Persönlichkeit einer verstorbenen Person gelegt wird. Ob bei der Inszenierung eines speziellen Rituals während einer Aschenverstreuerung auf einem Berg, bei der Begleitung eines Verstorbenen ins Krematorium oder beim Musizieren neben dem aufgebahrten Körper – immer geht es darum, den Verstorbenen auf eine besondere Weise zu würdigen und zu verabschieden. Nun wäre es möglich, dass diese scheinbar gegensätzlichen Tendenzen einfach unterschiedliche Bedürfnisse und Menschengruppen ansprechen, dass sich also der Wandel der Bestattungskultur zweigleisig entwickelt. Betrachtet man die Statistik, so würde dies bedeuten, dass die Tendenz in Richtung Anonymisierung gegenüber der anderen Tendenz deutlich überwiegt. Mit dieser einfachen Erklärung konnten wir uns aber nicht zufrieden geben. Wir wollten herausfinden, ob diese Tendenzen tatsächlich so entgegengesetzt sind und ob sich in ihnen nicht etwa auch Parallelen finden lassen, die sich als gemeinsame Merkmale des bestattungskulturellen Wandels herausstellen und grosse Teile der Gesellschaft betreffen. Diese zentrale Frage führte dazu, dass wir während unserer

Forschungsarbeit unser besonderes Augenmerk auf die Aspekte Anonymisierung und Individualisierung richteten – immer mit dem übergeordneten Ziel vor Augen, Erklärungen für den Wandel der Bestattungskultur in Zürich zu finden.

Die vorliegende Studie beginnt mit drei vorbereitenden Kapiteln, in denen die Forschungsmethode und die Auswahl der InformantInnen besprochen (Kapitel 2 und 3) und Statistiken zur Religionslandschaft Schweiz (Kapitel 4) vorgestellt werden. Anhand der statistischen Daten diskutieren wir den Zusammenhang zwischen Religionszugehörigkeit und Grabtypwahl und versuchen auf diese Weise die Rolle, die die Religion bei den jüngsten Entwicklungen spielt, zu erörtern.

Kapitel 5 bildet den Hauptteil der Studie. Hier findet eine Analyse der Motivationen, die hinter der Wahl einer Beisetzung in einem Gemeinschaftsgrab stehen, statt. Darüberhinaus werden zwei unterschiedliche Perspektiven auf die Problematik vorgestellt und diskutiert. Während die GrabbesucherInnen und Vorausverfügenden oftmals der Meinung sind, dass an einem Gemeinschaftsgrab genauso gut getrauert werden kann wie an einem Reihengrab, sehen andere in der Wahl dieser Grabform den Verlust eines Trauerortes für die Hinterbliebenen.

In Kapitel 6 befassen wir uns mit Aschenbeisetzungen und Aschenverstreungen in der freien Natur, sowie mit Beisetzungen in Waldfriedhöfen. Auch hier geht es um das Eruiere der Motivationen, die hinter der Wahl für eine dieser Formen stecken.

Kapitel 7 ist den Abschiedsritualen gewidmet. Ob vor der Bestattung, im Krematorium, während der Beisetzung und Abdankung oder bei der Entscheidung, ob man eine Todesanzeige publizieren möchte oder nicht – in all diesen Bereichen lässt sich ein zunehmender Trend in Richtung Eigenverantwortung und Individualisierung auf Seiten der Angehörigen verzeichnen – eine Verschiebung von einer delegierten zu einer nicht-delegierten Bestattungskultur.

Im Blickpunkt von Kapitel 8 sind Aspekte der materiellen Bestattungskultur. Designerurnen und Erinnerungsdiamanten aus Kremationsasche sind zwar noch ausgesprochene Nischenprodukte, doch zeigen sie gewisse Tendenzen auf. Die Meinungen unserer InformantInnen bezüglich ausgefallener Bestattungsobjekte werden hier besprochen.

In Kapitel 9 wird die Situation der Bestattungskultur der jüdischen, muslimischen, hinduistischen, sowie der Glaubensgemeinschaften von eingewanderten italienischen und Spanisch sprechenden Katholiken dargelegt und der Frage nachgegangen, inwieweit der zunehmende Ausländeranteil in Zukunft die Situation der Zürcher Friedhöfe tangieren könnte.

Zum Schluss werden in Kapitel 10 die möglichen Auswirkungen des Wandels der Bestattungskultur auf die Friedhöfe der Zukunft diskutiert und unsere Haltung zu diesem Thema wird formuliert.

3 Methodik

Gemäss unserem Konzept vom 11. März 2006 wendeten wir für die vorliegende Studie eine qualitative Forschungsmethode an, die auf dem Ansatz der gegenstandsbegründeten Theoriebildung (Flick 1995: 56-91) basiert.

Im Gegensatz zu einem linearen Modell der Forschung, das die jeweils aufeinander folgenden Schritte Theorie-Hypothesen-Operationalisierung-Stichprobe-Erhebung-Auswertung-Überprüfung aufweist (quantitativer Ansatz), propagiert der Ansatz der gegenstandsbegründeten Theoriebildung ein zirkuläres Modell. Darin erhält das Feld ein grösseres Gewicht als die Theorie. Die Theorie soll erst aus der Auseinandersetzung mit dem Feld abgeleitet werden.

Als Ausgangsbasis dienen auf unverbindlichen Vorannahmen beruhende Fragestellungen, es findet jedoch keine Hypothesenbildung statt. Die Daten werden während des Forschungsprozesses analysiert und beeinflussen deren Verlauf. So wird der jeweils nächste Forschungsschritt aufgrund der Ergebnisse der bereits gewonnenen Daten eingeleitet. Diese Methode der schrittweisen Auswahlstrategie basiert im Wesentlichen auf dem "theoretischen Sampling", das von Glaser und Strauss (1967) entwickelt worden ist. Hinsichtlich der Auswahlkriterien der Daten meint Flick (1995):

"Angesichts der prinzipiell unbegrenzten Möglichkeiten der Einbeziehung weiterer Personen, Gruppen, Fälle etc. ergibt sich die Notwendigkeit, Kriterien festzulegen, mit denen sich diese prinzipielle Unbegrenztheit der Wahlmöglichkeiten begründet einschränken lässt. Diese Kriterien werden hier theoriebezogen festgelegt, wobei die sich aus den empirischen Analysen entwickelnde Theorie der Bezugspunkt ist. Zu Kriterien werden hier, wie viel versprechend der jeweilige nächste Fall ist und wie relevant er für die zu entwickelnde Theorie sein dürfte." (Flick 1995: 82)

Die Interviews führten wir anhand eines semistrukturierten Fragenkatalogs. Dabei galt es nicht, der Reihenfolge und dem Inhalt des Katalogs strikt zu folgen; vielmehr reagierten wir flexibel auf die Antworten der InformantInnen, wodurch auch neue, unerwartete Aspekte unseres Themas erschlossen werden konnten. Um diesen Effekt noch zu verstärken, legten wir grossen Wert darauf, möglichst offene Fragen zu stellen. Dadurch sollten die Antwortenden dazu animiert werden, eigene Akzente zu setzen und Gewichtungen vorzunehmen. Nicht selten führte eine offene Frage auch zu einer unerwarteten Antwort, die uns neue Richtungen aufwies. Durch diese Interviewmethode konnten wir im Sinne von Flick (1995) immer wieder neue, für unsere Fragestellung relevante Faktoren erschliessen, die wiederum die nächsten Forschungsschritte beeinflussten.

Sämtliche Interviews zeichneten wir auf Video auf. Dabei verwendeten wir eine Digitalkamera (Sony VX2000, 3CCD), ein externes Mikrofon und eine einfache Lichtausrüstung. Während für das Verfassen des schriftlichen Berichts nach dem Führen der Interviews und dem Studium von Sekundärliteratur keine weiteren Daten mehr nötig waren, musste für den Filmschnitt noch zusätzliches Bildmaterial gedreht werden (Dokumentation von Bestattungen, Friedhöfen etc.). Wie wir es in unserem Forschungskonzept formuliert haben, werden die Akzente im schriftlichen Bericht und dem Film unterschiedlich und den Eigenschaften des jeweiligen Mediums entsprechend gesetzt. Während wir uns

in der schriftlichen Form um eine möglichst umfassende und detaillierte Datenauswertung und -interpretation bemühten, strebten wir im Dokumentarfilm eine Form an, die dem Publikum die Problematik auf eine informative aber auch sinnliche Weise näher bringt. Gerade bei einem Thema wie Tod und Abschied scheint es uns essentiell wichtig, dass wir uns mit unserer Arbeit möglichst dem individuellen Menschen und seinen Bedürfnissen annähern.

4 InformantInnen

Für die vorliegende Studie führten wir insgesamt einundvierzig Einzelinterviews à ca. sechzig Minuten mit InformantInnen, die in drei Gruppen eingeteilt werden können: **Betroffene**, **Professionelle** und **ExpertInnen verschiedener religiöser Gruppierungen**. Die grundlegende Problematik, mit der wir uns von Beginn an konfrontiert sahen, bestand in der Bestimmung von Kriterien für die Auswahl der InformantInnen. Da die Fragestellungen, die dieser Studie zugrunde liegen, sehr breit gefasst sind, war eine fein abgestufte und verschiedenste Kriterien berücksichtigende Auswahl nicht möglich. Die Anzahl der Interviews, die hätte durchgeführt werden müssen, wäre stark gestiegen und hätte das uns zur Verfügung stehende Zeit- und Kostenbudget gesprengt. Aus diesem Grund haben wir uns dazu entschieden, in der für unsere Studie relevantesten Gruppe der Betroffenen den Fokus auf den Themenbereich Gemeinschaftsgrab zu setzen und zu diesem Thema am meisten InformantInnen zu befragen.

Die Gruppe der **Betroffenen** unterteilt sich im Wesentlichen in drei Subgruppen:

1. Personen, die eine Beisetzung in einem Gemeinschaftsgrab wünschen;
2. Personen, die eine Verstreuung oder Beisetzung der Asche in der freien Natur wünschen;
3. Personen, die eine Erdbestattung oder eine Beisetzung in einem Urnenreihengrab wünschen.

Ebenfalls zu den Interviews mit Betroffenen zählen drei **Gruppeninterviews**, die aus Gesprächen in zwei Altersheimen und einem Gespräch mit Kindern in einer Religionsstunde bestehen. Ausserdem führten wir zwanzig **Kurzinterviews mit PassantInnen**, um ein Gefühl für die quantitativen Dimensionen unseres Themas zu erhalten.

Die InformantInnen aus der Gruppe der **Professionellen** bestehen einerseits aus Personen, die direkt für das Bestattungswesen arbeiten (Leiter Krematorium, FriedhofverwalterInnen, BestatterInnen, AbdankungsrednerInnen, SeelsorgerInnen, usw.) und andererseits aus Personen, die einen wissenschaftlich-objektiven Blick auf die heutige Bestattungskultur werfen (WissenschaftlerInnen, AutorInnen).

Die Gruppe der **ExpertInnen verschiedener religiöser Gruppierungen** bildet die letzte Gruppe und besteht aus Vertretern der muslimischen, jüdischen und hinduistischen Glaubensgemeinschaften in Zürich, sowie aus SprecherInnen der italienischen und Spanisch sprechenden Katholiken in Zürich.

4.1 Betroffene

4.1.1 Personen, die eine Beisetzung in einem Gemeinschaftsgrab wünschen

Zu dieser Subgruppe gehören überwiegend Personen, die wir in zwei Altersheimen aufgesucht und befragt haben. Da wir Wert darauf legten, Personen unterschiedlicher sozialer Schichten zu befragen, fiel unsere Auswahl auf die Altersheime Grünau (Altstetten) und Rebwies (Zollikerberg).

Alle InformantInnen haben sich auf die Anfrage der jeweiligen Heimleitung, ob jemand bereit wäre, an einem Interview über den „Wandel der Bestattungskultur“ teilzunehmen, gemeldet. Detaillierte Informationen über unser Projekt wurden nicht vermittelt. Auch wurden nicht explizit Personen gesucht, die sich in einem Gemeinschaftsgrab beisetzen lassen möchten. Dass die überwiegende Mehrheit der Personen, die sich auf die Anfrage hin meldeten, aber tatsächlich das Gemeinschaftsgrab für sich gewählt hatten, scheint kein Zufall zu sein. Dazu muss hier aber einschränkend erwähnt werden, dass dieser Sachverhalt unter dem Einfluss verschiedener Faktoren stehen kann. So wäre es beispielsweise möglich, dass Personen, die in Altersheimen leben, tendenziell weniger Angehörige haben als solche, die noch zu Hause wohnen und dass sie somit weniger Familienmitglieder haben, die sich um ein Reihengrab kümmern könnten. Derzeit leben nach Aussage von Brigit Wehrli (Direktorin Stadtentwicklung Zürich) nur etwa 20% der über Achtzigjährigen in Altersheimen. Dies bedeutet, dass die Aussagen unserer InformantInnen nicht als repräsentativ in Bezug auf ihre Altersgruppe angesehen werden können. Weiter wäre es möglich, dass Personen, die sich für ein Interview zur Verfügung stellen, tendenziell etwas offener sind als andere und dass diese Offenheit mitunter ein Charaktermerkmal sein könnte, das vermehrt auf Personen zutrifft, die ungewöhnlichere Grabformen wählen. Dies sind aber nur Spekulationen. Der Sachverhalt müsste in einer weiteren Untersuchung genauer analysiert werden.

Am Ende von Kapitel 3 findet sich eine tabellarische Auflistung sämtlicher InterviewpartnerInnen mit ihren wichtigsten Eckdaten.

4.1.2 Personen, die eine Verstreuung oder Beisetzung der Asche in der freien Natur wünschen

Den Zugang zu den InformantInnen dieser Subgruppe erhielten wir über unser persönliches Kontaktnetz sowie über die Vermittlung des Bestattungsamtes der Stadt Zürich und eines Friedhofverwalters. Wie bei den Personen, die eine Beisetzung in einem Gemeinschaftsgrab wünschen, konnten wir auch hier keine differenzierten Auswahlkriterien berücksichtigen. Die Personen dieser Subgruppe gehören unterschiedlichen Altersgruppen an. Besonders bei den jüngeren unter ihnen sind die Bestattungswünsche häufig noch weniger gefestigt und können sich im Laufe der Jahre noch ändern. Mehrheitlich sind diese InformantInnen jünger als diejenigen aus den Altersheimen. Doch daraus die Schlussfolgerung abzuleiten, dass vor allem jüngere Personen ihre Asche in der freien Natur verstreut, bzw. beigesetzt haben möchten und dass das Gemeinschaftsgrab eher ein Grabtyp ist, der von älteren Personen bevorzugt wird, ist nicht möglich. Für eine solche Aussage ist die Auswahl zu klein und zu unspezifisch. In unserer Studie wird kein Anspruch auf irgendeine Form der Quantifizierung der Resultate erhoben.¹ Stattdessen untersuchen wir, welche Motivationen hinter den Wünschen jedes einzelnen unserer InformantInnen verborgen liegen.

¹ Eine Ausnahme bildet die Auswertung der Passanteninterviews (siehe weiter unten), bei denen wir nach dem Zufallsprinzip eine gewisse Anzahl Personen auf der Strasse nach ihren Bestattungswünschen und nach ihrem Verhältnis zu Friedhöfen befragt haben.

4.1.3 Personen, die eine Erdbestattung oder eine Beisetzung in einem Urnenreihengrab wünschen

Den Zugang zu den InformantInnen dieser Subgruppe erhielten wir durch den Kontakt zu den beiden obgenannten Altersheimen, durch das persönliche Kontaktnetz sowie über die Vermittlung des Bestattungsamtes der Stadt Zürich und eines Friedhofverwalters.

4.1.4 Gruppeninterviews

In zwei Altersheimen führten wir Gruppeninterviews durch. Zum einen im obgenannten Altersheim Grünau und zum anderen im Altersheim Herzogenmühle, in dem wir ansonsten keine Einzelgespräche führten. Die Gespräche wurden so gestaltet, dass sich aufgrund einiger von uns gestellter Fragen eine Diskussion unter den Pensionärinnen und Pensionären entwickeln konnte. Hier ging es uns darum, die Personen in Interaktion zu erleben und zu erfahren, wie sie miteinander über die heiklen Themen Tod und Bestattung sprechen.

Ein Gespräch mit einer Gruppe von Kindern im Alter von neun bis zehn Jahren führte auf unsere Bitte hin Frau Gisela Tschudin, Gemeindeleiterin der römisch-katholischen Kirchgemeinde St. Martin in Zürich. In einer Religionsstunde sprach sie mit den Kindern über verschiedene Bestattungsformen. Die Vorstellungen und Meinungen von Kindern über Gemeinschaftsgräber, Aschenverstreung und über Bestattungskultur im Allgemeinen erschloss uns eine neue Perspektive auf das Thema.

4.1.5 Kurzinterviews mit PassantInnen

Über welche Kenntnisse verfügen Zürcherinnen und Zürcher, wenn es um verschiedene Bestattungsformen geht? Dass praktisch jeder weiss, dass man die Asche von Verstorbenen im Freien beisetzen oder verstreuen kann, nahmen wir an, doch was weiss man über das Gemeinschaftsgrab? Und wie ist das Verhältnis der Zürcherinnen und Zürcher zu ihren Friedhöfen? Da die InformantInnen, mit denen wir ausführliche Interviews führten, keine repräsentative Auswahl von Personen bilden und daher ihre Antworten nicht generalisiert werden können, beschlossen wir, Kurzinterviews mit PassantInnen durchzuführen. Dazu sprachen wir nach dem Zufallsprinzip sechzehn Personen an verschiedenen Orten in Zürich an und baten sie, uns ein paar Fragen zum Thema Bestattung und Friedhof zu beantworten. Wir versuchten dabei, Personen verschiedenen Geschlechts und Alters zu befragen. Obwohl die Resultate, die aus dieser Befragung hervorgingen, aufgrund des kleinen Samples im strengen Sinne ebenfalls nicht repräsentativ sind, können sie ergänzend zu den Tiefeninterviews gewisse quantitative Aspekte unseres Themas spürbar machen.

4.2 Professionelle

Den Zugang zu Personen, die beruflich mit Bestattungen zu tun haben, erhielten wir teilweise über das Bestattungsamt der Stadt Zürich. Ausserdem kontaktierten wir Personen, auf die wir im Laufe unserer Recherchen stiessen und deren Befragung uns viel versprechend erschien.

4.3 ExpertInnen verschiedener religiöser Gruppierungen

Da es im Rahmen dieser Studie nicht möglich war, eine grössere Anzahl Personen zum Thema der religiösen Vielfalt zu befragen, beschränkt sich unser Datenmaterial auf die Aussagen einiger ExpertInnen. Dabei handelt es sich um die religiösen Vertreter der muslimischen, jüdischen und hinduistischen Glaubensgemeinschaften, die Heimleiterin sowie die Stationsleiterin der mediterranen Abteilung des Altersheims Erlenhof in Zürich und den Leiter der Mission für Spanisch sprechende.

5 Zahlen zur Religionslandschaft Schweiz und zur Belegung der Grabtypen

Seit Jahrzehnten sind deutliche Veränderungen in der Schweizerischen Religionslandschaft festzustellen, die nicht ohne Einfluss auf die Abschieds- und Bestattungskultur geblieben sind. Waren 1970 noch 95% der schweizerischen Gesamtbevölkerung der reformierten oder katholischen Kirche zugehörig, so waren es im Jahr 2000 nur noch 75%. Dagegen hat die Zahl der Personen, die sich keiner Kirche oder Religionsgemeinschaft zugehörig fühlen, stark zugenommen. Im Jahr 2000 waren es in der Schweiz 11,1%. Ebenfalls zugelegt haben die "neuen Religionsgruppen" mit 7,1% (Volkszählung 2000). Was für die gesamte Schweiz gilt, gilt für Zürich in verstärktem Masse. Mit einem Ausländeranteil von 30,2%² Ende 2004 (Statistik Stadt Zürich 10/2005) ist es nicht erstaunlich, dass der Anteil an Personen, die zu den "neuen Religionsgruppen" gehören, in der Stadt Zürich höher ist als im gesamtschweizerischen Durchschnitt (9,1%). Mit 5,75% bestreiten die islamischen Glaubensgemeinschaften davon den grössten Anteil. Aber auch die Gruppe der Konfessionslosen ist in Zürich mit 16,8% im Jahr 2000 überdurchschnittlich gross (Volkszählung 2000).

In Bezug auf den Einfluss, den die veränderte Religionslandschaft auf die Bestattungskultur nimmt, sind diese Zahlen jedoch nur bedingt aussagekräftig, da die Konfession noch keine Rückschlüsse auf die tatsächliche Religiosität einer Person erlaubt. In unseren Interviews stellten wir wiederholt fest, dass zwar viele Leute einer Kirche angehören, in der Praxis aber nicht gläubig sind³. Dies deutet darauf hin, dass die Anzahl der Personen, die tatsächlich religiös sind, noch um einiges geringer ausfällt als die Anzahl derjenigen, die für die Statistik eine Konfessionszugehörigkeit deklariert haben. Somit ist die Zahl der Personen, die aus religiösen Gründen potenziell einen bestimmten Grabtyp wählen, im Endeffekt noch kleiner. Umgekehrt steigt die Anzahl der Personen, die ohne Bindung an religiöse Traditionen ihren bevorzugten Grabtyp frei wählen. Dass der Rückgang der Religiosität einen Einfluss auf die Gestaltung der Abschiedsrituale hat, zeigen, wie in Kapitel 7 zu sehen sein wird, viele Aussagen unserer InformantInnen.

Auch wenn die statistischen Zahlen aus den obgenannten Gründen nur bedingt aussagekräftig sind, lohnt sich eine genauere Analyse der Daten, da sie auf jeden Fall Tendenzen aufzeigen.

Im Jahr 2005 wurden insgesamt 3422 Personen in den städtischen Friedhöfen von Zürich bestattet. Davon waren 2176 Personen über 80 Jahre, 918 Personen zwischen 60 und 80 Jahre alt und 328 Personen unter 60 Jahre alt. Anhand von statistischen Daten, die uns das Bestattungsamt der Stadt Zürich zur Verfügung gestellt hat, lässt sich für die Altersklasse der über 80 Jährigen für das Jahr 2005 folgende Aufstellung bezüglich Konfession und Grabtypwahl machen:

² Zählt man die Gruppe der eingebürgerten AusländerInnen mit, beläuft sich der Ausländeranteil laut Christof Meier, Leiter der Integrationsförderung der Stadt Zürich, sogar auf 40%.

³ Auch gibt es Personen, die aus der Kirche ausgetreten, aber dennoch gläubig sind. Zahlenmässig fallen solche Personen aber weniger ins Gewicht als diejenigen, die einer Kirche angehören sind ohne gläubig zu sein.

Konfession und Grabtyp – Personen über 80 Jahre, die im Jahr 2005 in den städtischen Friedhöfen der Stadt Zürich bestattet worden sind:

Grabtyp Konfession	Erdbestattungs- Reihengrab	Urnen- Reihengrab	Urnen-B- Reihenmietgrab	Urnen- Mietnische	Urnen- Reihennische
Römisch- Katholisch (Total: 615)	175 (28,46%)	137 (22,28%)	21 (3,4%)	2 (0,3%)	49 (8%)
Evangelisch- Reformiert (Total: 1281)	167 (13%)	369 (28,8%)	69 (5,4%)	10 (0,78%)	83 (6,5%)
Ref.-franz. Kirche (Total: 10)		4 (40%)	1 (10%)		
Christ.-resp. Altkatholisch (Total: 13)		8 (61,5%)			1 (7,7%)
Israelitisch (Total: 2)	1 (50%)				
Islamisch (Total: 0)					
Andere christliche Konfessionen (Total: 1)		1 (100%)			
Konfessionslos (Total: 63)	10 (15,9%)	4 (6,3%)	2 (3,2%)	2 (3,2%)	5 (7,9%)
„Keine“ (Total: 42)	3 (7,1%)		3 (7,1%)	1 (2,4%)	1 (2,4%)
Andere (Total: 146)	22 (15%)	32 (12,9%)	7 (4,8%)		9 (6,2%)
Unbekannt (Total: 3)		2 (66,7%)		1 (33,3%)	
TOTAL (2176)	378 (17,4%)	557 (25,6%)	103 (4,76%)	16 (0,75%)	148 (6,8%)

Wandel der Bestattungskultur in der Stadt Zürich

Grabtyp Konfession	Familien- Mietgrab	Familienbaum	Gemeinschafts- grab	Gemeinschafts- baum	Anatomiegrab
Römisch- Katholisch (Total: 615)	38 (6,2%)	2 (0,33%)	189 (30,7%)	1 (0,16%)	1 (0,16%)
Evangelisch- Reformiert (Total: 1281)	99 (7,7%)	5 (0,4%)	465 (36,3%)	7 (0,55%)	7 (0,55%)
Reform.-franz. Kirche (Total: 10)	1 (10%)		4 (40%)		
christ.-resp. Altkatholisch (Total: 13)	1 (7,7%)		2 (15,4%)	1 (7,7%)	
Israelitisch (Total: 2)	1 (50%)				
Islamisch (Total: 0)					
Andere christliche Konfessionen (Total: 1)					
Konfessionslos (Total: 63)	8 (12,7%)	2 (3,2%)	29 (46%)	1 (1,6%)	
„Keine“ (Total: 42)	7 (16,67%)		5 (11,9%)		22 (52,4%)
Andere (Total: 146)	8 (5,5%)		62 (42,5%)	1 (0,7%)	5 (3,4%)
Unbekannt (Total: 3)					
TOTAL (2176)	163 (0,75%)	9 (0,4%)	756 (34,75%)	11 (0,5%)	35 (1,6%)

Sowohl bei den Evangelisch-Reformierten als auch bei den Personen römisch-katholischen Glaubens werden die diversen Formen der Urnenbeisetzung in einem Urnen-Reihengrab oder einer Urnen-Nische am häufigsten gewählt. 41,45% der Reformierten und 33,98% der Katholiken wählen eine Beisetzung in einem Urnen-Reihengrab, in einem Urnen-B-Reihenmietgrab, in einer Urnen-Mietnische oder in einer Urnen-Reihennische. Davon ist die Zahl der Beisetzungen in Urnen-Nischen jedoch sehr klein (7,25% bei den Reformierten und 8,3% bei den Katholiken). Die am zweithäufigsten gewählte Beisetzungsart ist die Beisetzung in einem Gemeinschaftsgrab. 36,9% der Reformierten und 30,7% der Katholiken entscheiden

sich für diese Form. Erst an dritter Stelle rangiert die Erdbestattung in einem Reihengrab mit 13,2% (Reformierte) und 28,46% (Katholiken).

Folgende Schlüsse lassen sich aus diesen Zahlen ableiten:

1. Personen mit römisch-katholischer Konfession wählen deutlich öfter eine Erdbestattung in einem Reihengrab und deutlich seltener eine Beisetzung in einem Urnen-Reihengrab oder einer Urnen-Nische als Personen evangelisch-reformierter Konfession.
2. Katholiken wählen annähernd gleich häufig eine Beisetzung in einem Gemeinschaftsgrab wie Reformierte.
3. Von den Total 756 im Gemeinschaftsgrab beigesetzten Personen waren 646 Personen entweder reformierter oder katholischer Konfession. In der Statistik erscheinen nur 29 Personen in der Rubrik „konfessionslos“ und 5 Personen in der Rubrik „keine“. Die Annahme, dass sich überwiegend Konfessionslose in Gemeinschaftsgräbern beisetzen lassen ist also falsch. Allerdings ist ein nicht geringer Prozentsatz der in der Statistik als „Reformierte“ und „Katholiken“ auftauchenden Personen in der Praxis gar nicht gläubig.

Auch bei den Katholiken hat sich die Kremation durchgesetzt, und die Zahl der Urnen-Beisetzungen übersteigt die Zahl der Erdbestattungen bei weitem. Vergleichsweise lässt sich bei den Katholiken jedoch eine stärkere Tendenz zur Erdbestattung feststellen als bei den Protestanten. Dies könnte darauf zurückgeführt werden, dass streng religiöse Katholiken nach wie vor die Erdbestattung bevorzugen. Bei den anderen, weniger streng religiösen Katholiken und bei den Reformierten scheint die Konfession keinen erheblichen Einfluss auf die Grabtypwahl zu nehmen. Dies zeigt auch die Tatsache, dass nahezu gleich viele Katholiken wie Reformierte sich in einem Gemeinschaftsgrab beisetzen lassen. Wie auch aus unseren Gesprächen mit unseren InformantInnen hervorgegangen ist, wird die Wahl einer bestimmten Grabform nur sehr selten mit religiösen Vorstellungen in Verbindung gebracht. Und wenn man davon ausgeht, dass in Zukunft die Zahl der Reformierten und Katholiken noch weiter ab- und die Zahl der Konfessionslosen weiter zunehmen wird, so kann man vermuten, dass auch die Grabwahl immer unabhängiger von religiösen Zugehörigkeiten erfolgen wird. An dieser Stelle sei allerdings noch erwähnt, dass in jüngster Zeit die Freikirchen einen erheblichen Zuwachs an Mitgliedern erfahren und dass solche Entwicklungen in Zukunft einen Einfluss auf die Grabtypbelegungen nehmen könnten. Im Fall der Freikirchen könnte dies zu einem Wiederanstieg der Erdbestattungen führen. Doch den Einfluss, den ein weiterer Zuwachs an Freikirchenmitglieder auf die Gesamtsituation der Bestattungen nehmen könnte, schätzen wir als relativ gering ein.

Hier wurden lediglich die statistischen Daten eines Jahres (2005) und einer Alterskategorie analysiert. Um stichhaltigere Aussagen machen zu können, wäre es hilfreich, Daten zu vergleichen, die mehrere Jahre bis Jahrzehnte zurückreichen. So könnten Erkenntnisse über die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Grabtypbelegung und Konfession über einen längeren Zeitraum die Grundlage für Zukunftsprognosen bilden. Da quantitative Analysen solchen Umfangs den Rahmen unserer Studie sprengen würden, sei hier auf die Untersuchung von Felix Ribi der Firma Ernst Basler + Partner verwiesen, die von Grün Stadt Zürich in Auftrag gegeben wurde und voraussichtlich ab Ende August 2007 zur Verfügung stehen wird. Die Studie von Felix Ribi hat zum Ziel, die Entwicklung der Friedhöfe anhand von quantitativen Methoden zu untersuchen.

6 Gemeinschaftsgrab

6.1 Gemeinschaftsgräber in Zahlen

Wie bereits in der Einleitung zu dieser Studie festgehalten wurde, haben in den vergangenen zwanzig Jahren die Beisetzungen in Gemeinschaftsgräbern von 7,43% (1986) auf 31,23% (2005) aller Bestattungen zugenommen. Demgegenüber nahmen die Erdbestattungen im selben Zeitraum kontinuierlich von 23,10% auf 13,63% und die Beisetzungen in Urnenreihengräbern von 29% auf 17,19% ab. Die genauen Entwicklungen sind der folgenden Tabelle zu entnehmen.

Entwicklung Gemeinschaftsgräber der Stadt Zürich 1986-2005

Jahr	Total Bestattungen EinwohnerInnen Stadt Zürich	Erdbestattungs-Reihengräber (neue ⁴)		Urnen-Reihengräber (neue)		Gemeinschaftsgräber	
		Anzahl	%	Anzahl	%	Anzahl	%
1986	4724	1093	23.10	1374	29.0	351	7.43
1987	4515	988	21.88	1336	29.59	325	7.19
1988	4462	959	21.49	1263	28.30	352	7.88
1989	4593	921	20.05	1245	27.10	484	10.53
1990	4838	972	20.09	1219	25.19	556	11.49
1991	4620	868	18.78	1188	25.71	552	11.94
1992	4546	867	19.07	1117	24.57	600	13.19
1993	4452	801	17.99	1068	23.98	639	14.35
1994	4511	794	17.60	793	17.57	690	15.29
1995	4463	787	17.63	890	19.94	778	17.43
1996	4452	758	17.02	951	21.36	801	17.99
1997	4289	690	16.08	869	20.26	804	18.74
1998	4203	647	15.39	816	19.41	932	22.17
1999	4316	614	14.22	655	15.17	1004	23.26
2000	4284	615	14.35	879	20.51	1057	24.67
2001	4074	568	13.94	849	20.83	1077	26.42
2002	3887	547	14.00	728	18.72	1086	27.93
2003	3927	533	13.57	727	18.51	1174	29.89
2004	3635	440	12.10	717	19.72	1121	30.83
2005	3659	499	13.63	629	17.19	1143	31.23
2006	3360	439	13.06	592	17.61	1098	32.67

⁴ Die Prozentzahlen für die Erdbestattungsreihengräber und Urnen-Reihengräber beziehen sich ausschliesslich auf *neue* Gräber. Dies bedeutet, dass Beisetzungen in bereits bestehenden Gräbern (z.B. Beisetzung einer Person im Grab des Ehegatten) mit dieser Statistik nicht erfasst werden. Leider sind zurzeit keine anderen Zahlen verfügbar.

Dass der Anteil derjenigen, die sich in einem Gemeinschaftsgrab beisetzen lassen, mit zunehmendem Alter grösser wird, ist der untenstehenden Tabelle zu entnehmen. Eine deutliche Ausnahme bildet dabei die Gruppe der 0-9 Jährigen. Hier mag der Umstand eine Rolle spielen, dass zu dieser Gruppe auch ungeborene und totgeborene Säuglinge zählen, die häufig im speziell für solche Fälle vorgesehenen Gemeinschaftsgrab beigesetzt werden. Da die Anzahl der Todesfälle unter jungen Menschen verhältnismässig klein ist, ist es nahe liegend, dass in den tieferen Altersgruppen stärkere jährliche Fluktuationen auftreten als in den höheren.

Belegung Gemeinschaftsgräber 2002-2005 nach Altersklassen

Alter	2002	2003	2004	2005	2002-2005
0-9	22,86%	58,33%	28,2%	36,4%	36,45%
10-19	0%	0%	0%	33,3%	8,32%
20-29	0%	11,1%	15,38%	4,8%	7,82%
30-39	13,95%	13,95%	7,7%	26,1%	15,42%
40-49	33,82%	30,26%	26,66%	27,5%	29,56%
50-59	22,43%	28,57%	32,2%	28,7%	27,97%
60-69	25,7%	29,28%	25,89%	32,6%	28,37%
70-79	32,56%	31,8%	35,9%	29%	32,31%
80-89	29,9%	30,8%	31,78%	34,6%	31,77%
90-99	27,99%	31,73%	30,63%	34,6%	31,24%
über 100	22,86%	21,95%	41,66%	40,4%	31,72%

Obwohl aus dieser Tabelle hervorgeht, dass das Gemeinschaftsgrab mit zunehmendem Alter häufiger gewählt wird, zeigt die Aufstellung auch, dass diese Zunahme relativ moderat ist. In den Jahren 2002 bis 2005 fällt der Prozentsatz bei den Personen über 40 Jahre nur selten unter 25%. Das bedeutet, dass das Gemeinschaftsgrab nicht nur für alte Menschen ohne Angehörige attraktiv ist, sondern durchaus auch für jüngere Personen, die noch mitten im Leben stehen und über ein grosses Familien- und Kontaktnetz verfügen. Da unsere InformantInnen, die uns Auskunft über ihre Motivationen zur Wahl einer Beisetzung in einem Gemeinschaftsgrab gaben, beinahe alle über siebzig Jahre alt sind, ist es wichtig in Erinnerung zu behalten, dass das Gemeinschaftsgrab heute keineswegs „nur“ eine Grabform für alte Leute ist.

6.2 Gründe für die Wahl einer Beisetzung in einem Gemeinschaftsgrab

6.2.1 Familienstruktur, Mobilität, Grabpflege

Auf die Frage, weshalb sie eine Beisetzung in einem Gemeinschaftsgrab wünschen, antwortete die überwiegende Mehrheit unserer GesprächspartnerInnen, dass sie wenige bis gar keine Angehörige mehr hätten, dass ihre wenigen Angehörigen nicht in der Nähe wohnen würden und/oder dass sie ihre Angehörigen nicht mit der Grabpflege belasten möchten.

Aufgrund des hohen Alters, das viele Menschen in der heutigen Zeit erreichen, kommt es häufig vor, dass jemand fast oder ganz ohne Angehörige stirbt. Dies betrifft vor allem

Personen, die keine Kinder haben oder die, wie Margrit Plumsted (84), einen grossen Teil ihres Lebens im Ausland gelebt haben. Frau Plumsted hatte einen Engländer geheiratet und viele Jahre mit ihm in England verbracht. Als das Ehepaar in die Schweiz zurückkam, hatten sie hier nur einen sehr kleinen Bekanntenkreis. Da Margrit Plumsted kinderlos ist und ausser der Frau ihres Cousins keine Angehörigen mehr hat, sieht sie keinen Grund, weshalb sie in einem Reihengrab beerdigt werden sollte. Es würde ja sowieso niemand ihr Grab besuchen. Ihr Ehemann wurde in einem Gemeinschaftsgrab beigesetzt und auch sie möchte später am gleichen Ort ruhen.

Aber auch wenn Angehörige vorhanden sind, leben sie heute oftmals sehr verstreut. Die Mobilität der Gesellschaft hat dazu geführt, dass Friedhofsbesuche in vielen Fällen nur schwierig und sporadisch zu organisieren sind. Rosmarie Lampert (93) hat noch Nichten, doch die wohnen nicht in Zürich. Daher möchte sie nicht, dass diese sich um ihr Grab kümmern müssen.

Abgesehen von der Distanz, die viele Angehörige von den Friedhöfen trennt, spielt nach Aussagen einiger InformantInnen auch die Tatsache eine Rolle, dass viele junge Leute, auch wenn sie in der Nähe wohnen, für Grabbesuche keine Zeit oder kein Interesse mehr hätten. Die Familienverhältnisse seien lockerer geworden. „Die Jungen haben ja schon Mühe, die Lebenden zu besuchen, wie sollten sie dann noch auf den Friedhof!“, meint Frau Lampert lächelnd. Damit spricht sie die Tatsache an, dass die veränderten Familienstrukturen sich natürlich nicht nur auf den Umgang mit den Toten auswirken, sondern auch auf die Beziehungen der Familienangehörigen zu Lebzeiten. Die konkreten Auswirkungen der fehlenden Grabbesuche beschäftigt Elfriede Dadier (87): „Die Jungen kommen nicht mehr zum Grab. [...] Die Gräber sind leer, und nebenan sind die Gräber so schön. Das tut mir weh. [...] Lieber dann ins Gemeinschaftsgrab. Dort weiss man, jemand bringt immer Blumen dorthin und niemand weiss, sind sie für diesen oder für jemand anderen.“



Zentrale Blumenablagefläche, Friedhof Sihlfeld

Diese Aussage bringt zum Ausdruck, dass es nicht nur darum geht, dass die Angehörigen die Gräber nicht besuchen, sondern auch um die Angst, dass das Grab, in dem man einmal liegen wird, „verwahrlosen“ könnte. Abgesehen von der trostlosen Vorstellung, die ein ungepflegtes Grab für die betreffende Person bildet, könnte auch der Umstand eine Rolle spielen, dass ein verwahrlostes Grab als eine Schande empfunden werden kann: Einem Reihengrab ist anzusehen, ob es besucht wird oder nicht; ein Gemeinschaftsgrab hingegen stellt eine „demokratischere“ Form dar, bei der die Blumen und Kränze auf der zentralen Ablagefläche zwar für einzelne Individuen abgelegt wurden, in der Landschaft aber dennoch so wirken, als seien sie allen Toten im Gemeinschaftsgrab gleichermassen gewidmet.

Was aber bedeutet ein „verwahrlostes“ Grab? In den Friedhöfen der Stadt Zürich gibt es keine verwahrlosten Gräber im eigentlichen Sinne, da eine minimale Bepflanzung von der Friedhofsverwaltung in jedem Fall gewährleistet wird. Was Elfriede Dadier meint, ist vielmehr ein Grab, auf dem keine Blumen und Kränze abgelegt werden, weil es von niemandem besucht wird.

Was von den meisten InformantInnen ebenfalls als Grund für die Wahl des Gemeinschaftsgrabes angegeben wurde, ist der Wunsch, niemandem mit der Grabpflege zur Last zu fallen. „Ich möchte niemanden vergewaltigen und sagen, kommt daher und macht es durch. Ich bin dann nicht mehr da und es hat gar keinen Sinn. [...] Es ist schön, jetzt jemanden zu haben. Ich habe noch meine Nichte und wir haben wunderbare Zeiten. Und ich nehme an, entweder kommt sie, ja das kann sein, wenn sie kommen kann, dann kommt sie. Aber wenn sie nicht kommt, dann kommt sie halt einen Monat später.“ Wie viele andere möchte Maria Jud (82) unabhängig sein und niemanden dazu verurteilen, für ihr Grab weiterhin Geld auszugeben, das Grab zu pflegen oder Blumen zu bringen. „Man muss nicht auf den Friedhof. Die, die wollen, können dorthin gehen und ein Gebet sprechen“, meint Rosmarie Lampert (93), als wir sie über die Vorteile des Gemeinschaftsgrabes befragen. In den Augen dieser Personen stellt das Gemeinschaftsgrab eine Grabform dar, die niemandem eine Pflicht auferlegt: Man *kann* es besuchen, *muss* aber *nicht*. Wolfgang Bulla, Leiter des Krematoriums Nordheim in Zürich, formuliert dies folgendermassen: „Klar, sie [die Töchter, Anm. der Verfasser] könnten die Grabpflege in Auftrag geben. Aber wenn ein Grab da ist, dann hat man das Gefühl, dass man hingehen muss, um es zu besuchen. Das kann man auf dem Gemeinschaftsgrab auch, aber viel freier. Man muss nicht warten, bis der Totensonntag kommt oder der 1. November. Man kann gehen und kommen, wann man will.“ Auch er und seine Frau haben verfügt, dass sie nach ihrem Ableben in einem Gemeinschaftsgrab beigesetzt werden. Aufgrund einer moralischen Verpflichtung wie sie Wolfgang Bulla beschreibt, bringt Silvia Zingg (69), die für sich selber eine Aschenverstreung vorgesehen und keinen starken Bezug zu Friedhöfen hat, abwechselnd mit ihrer Schwester jedes zweite Jahr zu Allerheiligen ein Blumenbouquet aufs Grab ihrer Eltern. Sie sagt, dass sie dies für die Familie und für die Tradition tue. Ihr selbst bedeuten diese Gräber jedoch nicht viel. Kurz nach dem Tod ihrer Eltern waren die Gräber noch beruhigend für sie, doch mit der Zeit wurden sie immer unwichtiger.

Auch Gustav Hospenthal (96) misst dem Grab seiner Frau keine grosse Bedeutung zu. Er ist froh, dass seine Frau in einem Gemeinschaftsgrab liegt, weil er es als Qual empfinden würde, wenn er immer wieder auf den Friedhof gehen müsste: „Ich finde es einfach immer eine Qual, wenn man dann immer wieder auf den Friedhof muss und dann kommen wieder die Erinnerungen. Und so kann man es nämlich verarbeiten. Deshalb finde ich diese

Allgemeingräber [Gemeinschaftsgräber, Anm. der Verfasser] sehr gut, und ich möchte auch so beerdigt werden.“

An dieser Stelle muss betont werden, dass in diesem Kapitel nur Beispiele erwähnt werden von Personen, die eine positive Einstellung zum Gemeinschaftsgrab haben. Dies, weil es uns hier darum geht, die Gründe für die Wahl dieser Grabform zu erörtern. Zweifellos gibt es aber auch viele Menschen, die grosse Mühe damit haben, wenn ein Nahestehender in einem Gemeinschaftsgrab liegt. Mehr dazu in den Kapiteln 5.3.1 und 7.3.

Einige unserer InformantInnen möchten ihren Angehörigen also keine moralische Verpflichtung auferlegen, ihr Grab zu besuchen. Diese moralische Verpflichtung wird bei Einzelgräbern stärker empfunden als bei Gemeinschaftsgräbern. Die Wahl einer Beisetzung in einem Gemeinschaftsgrab bedeutet für viele unter anderem also die Wahl einer freieren Form, die nicht verpflichtend wirkt.



Beisetzung in einem Gemeinschaftsgrab, Friedhof Sihlfeld

6.2.2 Ökonomische Faktoren

Bei der Wahl des Gemeinschaftsgrabes spielen auch ökonomische Faktoren eine Rolle, doch werden diese nicht an erster Stelle genannt. In vielen Fällen lautet die Argumentation, dass es keinen Sinn mache, Geld für einen Grabstein und für die Grabpflege auszugeben, wenn sowieso niemand das Grab besuchen kommt. „Wenn die Jungen nicht aufs Grab gehen, wofür dann die Kosten?“ meint Oskar Walker (89), und Elfriede Dadier (87) erzählt, dass ihr Mann sein Geld lieber der Krebsliga spenden wollte, als zig tausend Franken für einen Grabstein auszugeben. „Wir waren eine Familie ohne Geld, da ist ein Familiengrab gar nicht in Frage gekommen. Da ist es schon viel, wenn man einen Grabstein vermag. Eine Beerdigung ist auch noch eine Kostenfrage. In Familiengräbern sind sozusagen nie Arbeiter

oder Angestellte. Das sind alles bessere Leute, Fabrikanten. Also Leute mit Namen, die haben ein Familiengrab, die können sich das leisten. Billig ist es ja nicht. Und wer zahlt das?“ „Sobald es ums Geld geht, sind die Verwandten gerne nicht mehr verwandt. Auch ein Reihengrab, kostet bereits. Nur schon die Pflege.“, meint Rosmarie Lampert (93). Auch viele andere erwähnen, dass der Kostenfaktor neben anderen Faktoren fürs Gemeinschaftsgrab spricht. Allerdings wird dies von den meisten nicht stark betont, und einige sagen, dass die Kosten nicht ausschlaggebend für ihre Entscheidung sind. Die Einschätzung der Rolle, die ökonomische Gesichtspunkte bei der Entscheidung für eine Beisetzung in einem Gemeinschaftsgrab spielen, ist schwierig, da Geld in unserer Gesellschaft nach wie vor ein Tabuthema ist. Es besteht die Möglichkeit, dass die InformantInnen den finanziellen Faktor in den Gesprächen herunterspielen, weil sie nicht den Anschein erwecken möchten, dass sie sogar in Angelegenheiten, die mit dem Tod zu tun haben, aufgrund von wirtschaftlichen Gesichtspunkten entscheiden. Nach zahlreichen Gesprächen mit unseren InformantInnen sind wir allerdings zur Überzeugung gelangt, dass der finanzielle Aspekt alleine in den allermeisten Fällen nicht ausreicht, um eine Entscheidung fürs Gemeinschaftsgrab herbeizuführen. Er beginnt in dem Moment aber eine logische und wichtige Rolle zu spielen, in dem die Ausgaben, die für ein Grab geleistet werden, niemandem zu Gute kommen. Dies ist der Fall, wenn ein Grab nicht besucht wird. Allerdings könnte man hier auch argumentieren, dass wenn das Geld für jemanden keine Rolle spielt, er dann genauso gut ein Reihengrab wählen könnte. Wir sind aber der Meinung, dass unsere InformantInnen nicht nur zweckrational entscheiden, sondern dass auch psychologische Faktoren eine wichtige Rolle spielen. Wie wir in dem Beispiel von Elfriede Dadier gesehen haben, mögen unguete Gefühle über ein nicht gepflegtes Grab und die damit assoziierten Gefühle persönlicher Schmach in gewissen Fällen viel ausschlaggebender für die Entscheidung sein.

Die bis hier besprochenen Gründe für die Wahl einer Beisetzung in einem Gemeinschaftsgrab sind als Reaktionen auf äussere Umstände zu interpretieren. Unsere InformantInnen entscheiden sich für diese Grabform, weil sie keine Angehörigen mehr besitzen, oder nur solche, die weit weg wohnen oder kein Interesse an einem Grab zeigen. Diejenigen, die ihren Angehörigen keine moralische Verpflichtung auferlegen möchten, das Grab zu besuchen, schätzen die Freiheit dieser Grabform: Ein Gemeinschaftsgrab kann man besuchen, muss aber nicht. Ein Reihengrab, das sowohl personell als auch finanziell mit einem grösseren Aufwand verbunden ist als ein Gemeinschaftsgrab, erscheint ihnen in ihrer Situation als sinnlos. Indem sie auf eine alternative, einfachere Beisetzungsform zurückgreifen, passen sie sich also ihren individuellen Familiensituationen und den veränderten Bedingungen der Zeit an. Allerdings muss hier nochmals betont werden, dass diese Feststellungen nur auf unsere InformantInnen zutreffen, die fast alle über siebzig Jahre alt sind. Diese Personen haben oftmals keine oder nur sehr wenige Angehörige. Doch die Tatsache, dass laut Statistik auch über 25% der jüngeren Leute, die noch über ein grosses Familiennetz verfügen, in Gemeinschaftsgräbern beigesetzt werden, weist darauf hin, dass die Anziehungskraft dieser Grabform nicht nur praktisch begründet ist.

Während wir in dieser Studie nicht näher auf die Motivationen von jüngeren Personen eingehen können, ist es wichtig festzuhalten, dass auch bei unseren InformantInnen der Akt der Anpassung nur der erste Schritt im Entscheidungsprozess ist. Denn in einem zweiten Schritt füllen unsere InformantInnen das Gemeinschaftsgrab mit sinnlichen und weltanschaulichen Bedeutungen. Wie die folgenden Kapitel zeigen werden, entspricht das

Gemeinschaftsgrab auch den ästhetischen Bedürfnissen unserer InformantInnen, steht in keinem Widerspruch zu ihren religiösen, bzw. nicht-religiösen Vorstellungen oder kommt ihnen sogar entgegen. Und auch die Praxis der GrabbesucherInnen zeigt, dass das Gemeinschaftsgrab mehr ist als nur ein Ort der anonymen Beisetzung.

6.2.3 Ästhetik

Margrit Plumsted (84) findet Gemeinschaftsgräber schöner als Reihengräber „weil es nur eine schöne Rasenfläche ist mit ein paar Blumen. Das gefällt mir besser als das regelmässige Reihengrab. [...] Reihengräber finde ich sind wie Reihenhäuser in England.“ Marie Müller (85) schwärmt vom Gemeinschaftsgrab „In den Rosen“ im Friedhof Altstetten. Wie vielen anderen Pensionärinnen und Pensionären des Altersheims Grünau gefällt dieses Gemeinschaftsgrab auch Oskar Walker (89) besonders gut: „Die Rosenbäume, wenn die blühen, ist es sehr schön. Ich finde es beruhigend. [...] Es hat Bänke, hohe Bäume, Vögel. Ich finde es einen Genuss, mich dort zu hinzusetzen.“ Siegfried Achermann (78) würde sich auch gerne in diesem Grab beisetzen lassen, doch leider sei es voll belegt. Er besucht dieses Grab regelmässig und „liest, wer wo liegt“. Er hält nicht viel von Reihengräbern, die er als Betonlandschaft empfindet. „Ein Grabstein am andern. Gemeinschaftsgräber sind viel schöner.“ Margrit Plumsted empfindet das Gemeinschaftsgrab auch als „feierlich“. Bei einem Grabbesuch sitzt sie immer auf dem gleichen Bänkchen, schaut zum Grab und spricht ein paar Worte in Englisch zu ihrem Mann. Und Wolfgang Bulla findet, dass die Gemeinschaftsgräber in der Stadt Zürich die schönsten Orte auf den Friedhöfen sind: „Es ist eine schöne, gepflegte Rasenfläche, es hat eine Statue darauf und es hat sehr viel Sonne. Praktisch bei allen ist das Grab auf der Sonnenseite, und das finde ich gut.“

Einige InformantInnen erzählen, dass sie bereits zu Lebzeiten ihres Ehepartners im Friedhof spazieren gingen und sich vor dem Gemeinschaftsgrab auf eine Bank gesetzt hätten. Wie etwa Marie Müller und ihr Ehemann, die oft beim Gemeinschaftsgrab „In den Rosen“ spazieren gingen. Auch Elfriede Dadiers (87) Ehemann ging vor seinem Tod fast jeden Tag auf den Friedhof, setzte sich auf eine Bank und las Zeitung.

In ihren Erzählungen erwähnen unsere InformantInnen häufig, dass sie sich beim Gemeinschaftsgrab auf eine Bank setzen und die Natur geniessen. Und sowohl Margrit Plumsted als auch Johanna Furrer-Zmorski (70) geben zu bedenken, dass es gerade für ältere Personen viel bequemer sei, vor einem Grab zu sitzen als stehen zu müssen, wie das beim Besuch eines Reihengrabs erforderlich ist.

Die Art und Weise, wie unsere InformantInnen den Besuch eines Gemeinschaftsgrabes beschreiben, gleicht in vieler Hinsicht der Beschreibung eines erholsamen Parkbesuchs. Die Betonung liegt auf der schönen, naturnahen Umgebung. Erinnerungen an gemeinsam Erlebtes zu Lebzeiten des Verstorbenen stehen im Vordergrund.

Es sei hier als These formuliert, dass Gemeinschaftsgräber durch ihre parkähnlichen Strukturen bei gewissen GrabbesucherInnen lebensbezogener und daher positivere Assoziationen erwecken als Reihengräber, die vor allem durch ihre Grabsteine direkter an den Tod erinnern. Insofern weisen Gemeinschaftsgräber Ähnlichkeiten zu Aschenbeisetzungen bzw. –verstreungen in der freien Natur auf, die oftmals an Orten durchgeführt werden, an denen sich die Verstorbenen zu Lebzeiten gerne aufhielten. Solche Orte erwecken bei den Hinterbliebenen ebenfalls positive Erinnerungen an gemeinsam Erlebtes.



Gemeinschaftsgrab Friedhof Sihlfeld

6.2.4 Einstellung zur Religion

Gustav Hospenthal (96) hat Zweifel, ob die Bibel richtig übersetzt worden ist und ob dabei nicht „gemogelt wurde“. „Ich lese viel in der Bibel, und ich muss immer wieder sagen, irgendetwas stimmt da nicht.“ Er geht nicht mehr in die Kirche, weil er nicht mehr glaubt, was dort erzählt wird. „Sie erzählen immer der Herrgott sei ein guter Herrgott, aber warum kann dann so ein Bush einen Krieg anfangen, und ich weiss nicht wie viele Tausend Tote im Irak verursachen? Da ist für mich kein Herrgott da, das gibt es für mich nicht. Denn wenn es einen gäbe, wie die predigen, dann hätte er diesen Krieg verhindert. Und dann kann der [Bush, Anm. der Verfasser] nicht noch sagen ‚Im Namen Gottes‘. Das ist wie ein heiliger Krieg, da sagt er genau dasselbe [wie die Muslime, Anm. der Verfasser].“ Sein Vater habe ihm erzählt, dass im ersten Weltkrieg katholische Priester dieselben französischen und deutschen Kanonen gesegnet hätten, die später aufeinander schossen. „Da war es für mich erledigt, die Religion“. Gustav Hospenthal erzählt auch, dass er vor vielen Jahren eine Katholikin auf einem Büro bestechen musste, damit sie akzeptierte, dass die Asche seines protestantischen Vaters im Grab seiner katholischen Mutter beigesetzt wurde. Und auf katholischen Beerdigungen gehe es nur darum, dass man während der Abdankung nach vorne geht und Geld in die Kasse wirft, ereifert er sich weiter. „Ich bin immer etwas gegen die Theologie gewesen. Weil sie so Vorschriften macht, die nicht auf den Menschen eingehen. Man muss doch machen, was für den einzelnen richtig ist und nicht für die Kirche.“ Auch Gertrud Kürzi (78) ist gegenüber der Religion sehr kritisch eingestellt. An der Beisetzung ihres Mannes habe sie den Pfarrer gefragt: „Ganz ehrlich, glauben sie an Gott?“ „Nicht so wie sie“, habe der Pfarrer geantwortet. Darauf habe Frau Kürzi ihm gesagt: „Ich glaube nichts mehr.“ Siegfried Achermann (78) ist über die Kirche regelrecht empört und findet sie sei verlogen. „Früher musste man in die Kirche. Der Glaube war eine Diktatur und der Pfarrer

und der Polizist waren die Könige. Es wurde nur befohlen.“ Oskar Walker (89) antwortete auf unsere Frage nach seinem Glauben mit einem verschmitzten Lächeln: „Mein Vater hat gesagt, seine Konfession sei Lokomotivführer. Ich habe die gleiche Konfession“.

Wie ihr verstorbener Ehemann ist auch Marie Müller (85) nicht religiös und ist aus der Kirche ausgetreten. Zwischen einem Gemeinschaftsgrab und einem Reihengrab sieht sie keinen wesentlichen Unterschied: „Wir sind ja alle tot und werden alle zu Asche. Im Gemeinschaftsgrab ist es Asche, in den anderen Gräbern auch. Nur dass sie einen Grabstein haben [bei den Reihengräbern, Anm. der Verfasser] und hingehen um einen Besuch zu machen. Daran hängen wahrscheinlich die Religiösen mehr als die anderen.“

Fünf von neun InformantInnen, die eine Beisetzung in einem Gemeinschaftsgrab wünschen, äussern sich klar gegen den christlichen Glauben und vor allem gegen die Kirche. Mit Ausnahme von Marie Müller, die aus der Kirche ausgetreten ist, sind diese Personen jedoch nicht konfessionslos. In der Statistik tauchen sie also entweder als Protestanten oder als Katholiken auf. Die anderen vier InformantInnen sind gläubige Christen, allerdings sind sie nicht streng gläubig. Auf die Wahl ihrer Beisetzungsform hat ihr Glaube keinen Einfluss.



Beisetzung im Gemeinschaftsgrab, Friedhof Eichbühl

Wie vor allem aus den Erzählungen von Siegfried Achermann und von Gustav Hospenthal spürbar wird, können negative Erfahrungen, die im Laufe des Lebens im Zusammenhang mit Religion und Kirche gemacht wurden, sehr lange nachwirken. Personen aus der Generation dieser beiden Männer haben viele Situationen erlebt, in denen sie sich dem Regelwerk der Kirche unterordnen mussten. Da auch Bestattungsrituale bis vor kurzem stark von der Kirche dominiert waren, erscheint es logisch, dass eine Auflockerung dieser christlichen Rituale für Personen wie Gustav Hospenthal und Siegfried Achermann willkommen sind. Aussagen wie

„Man muss doch machen, was für den einzelnen richtig ist und nicht für die Kirche“ oder „Der Glaube war eine Diktatur“ widerspiegeln ein tiefes Misstrauen gegen die Kirche, von der gedacht wird, dass sie nicht zum Wohle der Menschen sondern für eigene Zwecke handelt. Die Möglichkeit, die Bestattung und die Bestattungsrituale unter Ausschluss der Kirche selber in die Hand zu nehmen, bedeutet für solche Menschen möglicherweise ein ehrlicheres, wahrhaftigeres Abschiednehmen.

Dass der Wunsch, die Bestattung ohne christliche Rituale zu gestalten, nicht bei allen Angehörigen auf Verständnis stösst, zeigt das Beispiel von Johanna Furrer-Zmorski (70). Frau Furrer-Zmorski litt sehr darunter, dass ihr Vater ohne das Beisein eines Pfarrers beigesetzt wurde, da ihr christliche Rituale sehr viel bedeuten (vgl. Kapitel „Abschiedsrituale am Grab und bei der Abdankung“). Und auch unter den InformantInnen, die für sich selbst eine Beisetzung in einem Gemeinschaftsgrab wünschen, gab es zahlreiche Personen, für die christliche Rituale nach wie vor wichtig sind.

6.2.5 Vorstellungen vom Körper nach dem Tod

Als die Kremation aufkam, dachte Gustav Hospenthal (96), dass das das Beste sei, was es gibt. „Eine saubere Sache und ich muss nicht daran denken, dass der Tote unter der Erde verfault.“ Obwohl er der Meinung ist, dass nicht der Körper, sondern das Geistige eines Toten zählt, beruhigt ihn offenbar die Vorstellung, dass sein Körper nicht verwesen wird. Einen solchen scheinbaren Widerspruch fanden wir bei mehreren unserer InformantInnen. Auch wenn diese beteuern, dass der Körper nach dem Tod unwichtig und die Seele an einem anderen Ort sei als im Grab, ist praktisch niemand so konsequent, zu sagen, dass es ihm egal ist, was mit seinem Körper geschieht. Aus der Perspektive von Lebenden, die sich noch mit ihren Körpern identifizieren, haben diese InformantInnen diesbezüglich klare Vorlieben.

So empfand es Elfriede Dadier (87) als furchtbar, dass von einem so grossen Menschen wie ihrem Ehemann nach der Kremation nur so wenig übrig blieb. Doch wenn sie daran denke, wie eine Leiche mit dem Sarg sich im Boden langsam auflöst, dann bevorzuge sie doch die Kremation. Auch Maria Jud (82) findet es keine schöne Sache, die „Kompostierung eines Körpers“ mental mitzuerleben. Sie findet die Kremation schöner, doch sie hat Bedenken bezüglich der Mischung der Asche: „Die Toten werden ja verbrannt, und die Asche geht runter. Und dann wird geputzt, [...] ich nehme an das wird einfach zusammengewischt. Und dann wird das in eine Urne getan. Aber ich bekomme sicher auch etwas vom Vorherigen ab. Also bin ich eine Mischung. [...] Also bekomme ich etwas vom Vorherigen und der nach mir kriegt etwas von mir.“ Diese Bedenken zeigen, dass es für Frau Jud sehr wichtig ist, dass die Integrität ihres Körpers bewahrt wird – auch im Gemeinschaftsgrab. Wie wir später noch sehen werden, widerspricht dieser Wunsch der Vorstellung, dass die Individualität der Toten in Gemeinschaftsgräbern aufgelöst wird. Margrit Plumsted (84) ist der Meinung, dass der Körper nach dem Tod nicht mehr wichtig, dass aber die Kremation hygienischer sei. Die Begründung, dass eine Kremation „eine saubere Sache“ sei, wurde auch in anderen Interviews und in den beiden Gruppengesprächen im Altersheim Grünau und Altersheim Herzogenmühle mehrmals ins Feld geführt.



Krematorium Nordheim

Wolfgang Bulla, Leiter des Krematoriums Nordheim, bestätigt, dass eine Kremation umweltfreundlicher sei als eine Erdbestattung. „Sonst müssten wir nicht so teure Filter einbauen“. Die Schadstoffe, die bei einer Kremation herausgefiltert werden, gingen bei einer Erdbestattung in den Boden. Allerdings gäbe es auch Schadstoffe, die nur bei sehr hohen Temperaturen freigesetzt werden. Marianne Herold, Leiterin des Bestattungs- und Friedhofamts der Stadt Zürich, versichert, dass bei den Beratungsgesprächen im Bestattungsamt für keine der beiden Bestattungsformen geworben werde.

Da die Kremation eine Voraussetzung für eine Beisetzung in einem Zürcher Gemeinschaftsgrab bildet, ist es nicht verwunderlich, dass unsere InformantInnen, die in einem Gemeinschaftsgrab beigesetzt werden möchten, die Kremation bevorzugen. Wir sprachen aber auch mit Personen, die aussagten, dass sie eventuell eine Beisetzung in einem Gemeinschaftsgrab gewählt hätten, wenn dies mit einer Erdbestattung kombinierbar wäre. So zum Beispiel Carsten Wegener (64) und Johanna Furrer-Zmorski (70). Doch für den strengen Katholiken Carsten Wegener kommt nur eine Erdbestattung in Frage und auch für Johanna Furrer-Zmorski ist eine Kremation undenkbar.

6.2.6 „Zurück in die Gemeinschaft“

Auf dem Merkblatt 11, das auf der Internetseite des Bestattungs- und Friedhofamts der Stadt Zürich zu finden ist, werden „Sinn und Gründe“ von Gemeinschaftsgräbern folgendermassen formuliert: „Das Gemeinschaftsgrab will keine individuelle Gedenkstätte darstellen; auch kein Grabschmuck soll auf die letzte Ruhestätte verweisen. Hier manifestiert sich ein Tod, der das Individuelle und Sichtbare aufhebt und keine dauerhaften Zeichen für die Zukunft setzen will. Einige wollen ihren Namen nicht in Stein gehauen wissen, andere können mit Gräbern und Blumenbeeten in Reih und Glied nichts anfangen, wieder andere wollen ihren

Hinterbliebenen nicht mit der Pflege ihres Grabes zur Last fallen. Nicht allein im Grab zu sein ist ein weiterer Grund fürs Gemeinschaftsgrab.“

Nach Ansicht des Bestattungsamtes besteht der Sinn eines Gemeinschaftsgrabes also unter anderem in der Aufhebung der Individualität. Für einige Personen, die diese Grabform wählen, stehe der Wunsch im Vordergrund, nicht allein in einem Grab zu liegen.

Paul Meyer, Friedhofverwalter des Friedhofs Höggerberg, definiert das Gemeinschaftsgrab als „ein Grab für die Gemeinschaft“: „Man ist unter vielen, man ist nicht jemand Spezielles, sondern man ist einer unter vielen. [...] Es ist wie im normalen Leben, die einen sind Einzelgänger und andere, die sagen, ich fühle mich wohl unter vielen Leuten. Ich bin nicht jemand Spezielles, jemand Besonderes. Dann fühlt man sich wohl in der Gemeinschaft, unter Gleichgesinnten. [...] Je nachdem, wie man gelebt hat, wird es schon ein wenig darin gespiegelt.“ An einer anderen Stelle des Gesprächs sagt Paul Meyer aber auch, dass der Trend zum Gemeinschaftsgrab wahrscheinlich von unserer sozialen Struktur herrühre, deren Kennzeichen es sei, dass es keine Grossfamilien, dafür aber mehr Einzelgänger unter den Menschen gäbe. Jeder könne selbständig leben und sei nicht auf andere angewiesen. Im Gemeinschaftsgrab seien Personen beigesetzt, die tendenziell keine Kinder hatten, alleinstehend oder nicht in einem sozialen Umfeld eingebettet waren. Dies widerspricht der anderen Aussage, dass das Gemeinschaftsgrab von Personen bevorzugt werde, die wie im Leben so auch im Tod in einer Gemeinschaft aufgehoben sein möchten. Einen ähnlichen Widerspruch finden wir in den Aussagen von Rosmarie Lampert (93). „Zu Lebzeiten leben wir ja auch gemeinsam in Häusern, warum sollen wir dann nicht auch gemeinsam in den Gräbern liegen?“ meint sie, während sie später sagt, dass heutzutage höchstens noch auf dem Land starke Gemeinschaften existieren und dass die Menschen in der Stadt sehr vereinzelt leben würden.

Diese Widersprüche in den Aussagen unserer InformantInnen lassen vermuten, dass der Wunsch, nach dem Tod in eine wie auch immer geartete Gemeinschaft zurückzukehren, aus einem faktischen Mangel heraus entsteht: Darin kommt die Sehnsucht nach einer intakten Gemeinschaft zum Ausdruck, die vor allem in den Grossstädten im Zuge der Modernisierung und Individualisierung weitgehend verloren gegangen ist. Gerade aus der Sicht von Menschen, die am Ende ihres Lebens nicht mehr viele Angehörige und Bekannte haben, mag die Vorstellung, nicht alleine in einem Grab zu liegen, tröstlich sein. „Beim Gemeinschaftsgrab sind alle beieinander, das finde ich schön“, meint Marie Müller (85), und Gertrud Kürzi (78) sagt, dass sie es „heimelig“ finde, dass den ganzen Tag über Leute am Gemeinschaftsgrab vorbeigehen. „In einem Gemeinschaftsgrab fühle ich mich nicht einsam, weil immer Leute daran vorbeigehen [...] Das ist meine Fantasie.“ Und Siegfried Achermann (78) schätzt es, dass er beim Besuch des Gemeinschaftsgrabes nachschauen kann, wer alles darin beigesetzt ist: „Beim Reihengrab hat jeder separat ein Grab für sich. Beim Gemeinschaftsgrab kann man sagen: Da ist dieser und da ist jener.“ Wenn jemand sterbe, dann kämen Arbeitskollegen ans Grab und würden bei dieser Gelegenheit sehen, wer sonst noch alles dort begraben ist, fährt Herr Achermann fort. Aus dieser letzten Aussage wird ein weiterer Aspekt deutlich: Ähnlich wie bei den am Gemeinschaftsgrab abgelegten Blumen und Kränzen, die so wirken, als seien sie allen im Gemeinschaftsgrab Ruhenden gleichermassen gewidmet, ist auch den BesucherInnen nicht anzusehen, für welchen Beigesetzten sie genau gekommen sind. Eine Grabbesucherin oder ein Grabbesucher, der vor einem Gemeinschaftsgrab steht, wirkt so, als besuche er das gesamte Grab und somit in gewisser Weise auch alle darin Beigesetzten. In der Fantasie gewisser InformantInnen ruft

dieser Umstand die angenehme Vorstellung hervor, weniger verlassen zu sein als wenn sie in einem nicht besuchten Einzelgrab liegen würden.

Alles in allem muss aber betont werden, dass der Aspekt der „Gemeinschaft“ von unseren InformantInnen nur selten erwähnt wurde, und bei niemandem war dieser Aspekt ausschlaggebend für die Wahl der Grabform. Von Seiten des Bestattungsamtes und von FriedhofverwalterInnen wird dieser Aspekt unserer Meinung nach etwas zu stark betont und scheint im Zuge der Begriffsdefinition des Gemeinschaftsgrabes in den Vordergrund gerückt zu sein. Das bei dieser Definition konstruierte Konzept der Auslöschung der Individualität hat im Gegenzug die Betonung der Gemeinschaft zur Folge, was sich auch im Begriff „Gemeinschaftsgrab“ spiegelt. Inwieweit bei einer Beisetzung in einem Gemeinschaftsgrab aber tatsächlich von einer „Auslöschung der Individualität“ die Rede sein kann, wird in den folgenden Kapiteln erörtert. Wir sind der Meinung, dass dieser Aspekt in der Diskussion um dieses Thema grundsätzlich überschätzt beziehungsweise dass die individuellen Umgangsformen der Angehörigen mit der Grabform Gemeinschaftsgrab unterschätzt werden. Für diese bleiben ihre nahe stehenden Verstorbenen nämlich durchaus Individuen, an die sie sich auf ihre Weise zurück erinnern – trotz Gemeinschaftsgrab.



Gemeinschaftsgrab „In den Rosen“, Friedhof Altstetten

6.3 Trauerrituale am Gemeinschaftsgrab: Zwei Perspektiven

Dieselben InformantInnen, die über ihren eigenen Wunsch, in einem Gemeinschaftsgrab beigesetzt zu werden, befragt wurden, gaben uns auch Auskunft über ihre Erfahrungen als GrabbesucherInnen von verstorbenen Ehemännern und Ehefrauen, die oftmals auch in einem Gemeinschaftsgrab ruhen. Darüber hinaus wurde auch eine Reihe von anderen

Personen befragt, die selber nicht ins Gemeinschaftsgrab möchten, aber Angehörige haben, deren Asche sich in einem Gemeinschaftsgrab befindet. Die Sichtweisen von GrabbesucherInnen auf die Möglichkeiten des Trauerns und der Trauerrituale am Gemeinschaftsgrab unterscheiden sich teilweise stark von den Sichtweisen verschiedener FriedhofsverwalterInnen und anderer Personen, die beruflich mit Bestattungen zu tun haben. Im folgenden sollen diese beiden unterschiedlichen Perspektiven dargelegt und besprochen werden.

6.3.1 Perspektive 1: Angehörige von Verstorbenen im Gemeinschaftsgrab (GrabbesucherInnen)

Oskar Walker (89) hält Zwiesprache mit seiner verstorbenen Frau, ohne auf den Friedhof zu gehen. „Man soll einen Menschen im Herzen haben. Auf den Friedhof zu springen bringt nichts.“ Auch Margrit Plumsted (84) besucht das Grab ihres verstorbenen Ehemannes nicht regelmässig. Lieber spricht sie mit ihrem Mann, während sie Fotos von ihm anschaut. Rosmarie Lampert (93) ist der Meinung, dass man die Verstorbenen nicht auf dem Friedhof suchen müsse. Wenn man sich erinnern wolle, dann „soll man sie im eigenen Kopf suchen“. Aus ihrer Sicht brauche es keine Gräber mehr. Sie brauche keinen Ort, um eines Toten zu gedenken. Ausserdem seien die Toten ja auch gar nicht in den Gräbern, sondern nur ihre Asche. Auch Maria Jud (82) und Gertrud Kürzi (78), deren Ehemänner in Reihengräbern beerdigt wurden, sagen, dass sie kein Grab brauchen, um sich an ihre verstorbenen Ehemänner zu erinnern. Wie Margrit Plumsted erinnern sie sich mittels Fotografien. Frau Jud ist ausserdem der Ansicht, dass man über die Verstorbenen sprechen müsse, damit sie in der Erinnerung der Menschen weiterleben: „Ein Mensch lebt weiter, wenn man von ihm spricht.“ Und Gustav Hospenthal (96) sagt, dass er „den Tod nicht sehen will“. Fotografie sei für ihn genug Erinnerung. Wie wir bereits im Kapitel „Familienstruktur, Mobilität, Grabpflege“ gesehen haben, ist er froh, wenn er nicht auf den Friedhof muss, da ihm Friedhofsbesuche die Trauerbewältigung erschweren würden⁵.

Obwohl diese sechs InformantInnen zum Ausdruck bringen, dass ihnen die Gräber ihrer verstorbenen EhepartnerInnen für ihr Trauern und Erinnern nicht viel bedeuten, ist es einigen von ihnen doch wichtig, die genaue Stelle der beigesetzten Asche zu kennen. Margrit Plumsted (84) erzählt beispielsweise, dass sie froh sei, dass ihr Vetter sie während der Beerdigung darauf hingewiesen habe, dass sie sich die Stelle einprägen solle, an der die Urne ihres Mannes beigesetzt wurde. Heute bedeute es ihr viel zu wissen, wo sich die Asche ihres Mannes befindet. Bei einem Grabbesuch setze sie sich in die Nähe der besagten Stelle und nicht ans andere Ende der Wiese. Auch Marie Müller (85) kennt die Stelle, an der die Asche ihres Mannes beigesetzt wurde. Sie sagt, dass ihr dieses Wissen etwas gibt. Und Oskar Walker (89) erzählt, dass sich die Asche seiner Frau im Gemeinschaftsgrab „In den Rosen“ zwischen dem vierten und fünften Rosenstock befindet. Auch die Überreste des Ehemannes von Elfriede Dadier (87) befinden sich im Gemeinschaftsgrab „In den Rosen“ beim vierten Rosenstock. Frau Dadier sagt, dass es ihr weh tun würde, wenn sie dies nicht wüsste, und um jeden Zweifel auszuschliessen, hat sie die Stelle mit dem Messband

⁵ Neben solchen Personen, die einem Grab wenig Bedeutung zumessen, oder Grabbesuche als belastend empfinden, gibt es am anderen Ende der Skala auch Menschen, die ihre verstorbenen Angehörigen jeden Tag am Gemeinschaftsgrab besuchen.

ausgemessen. Ähnliches erzählt uns Frau Jud (82) von einer Freundin, die den Beisetzungsort ihres Mannes im Gemeinschaftsgrab ebenfalls ausgemessen habe. Thorsten Seidel, Verwalter des Friedhofs Eichbühl, berichtet, wie er im Friedhof Affoltern jemanden beobachtet habe, der die Beisetzungsstelle sogar mit einem GPS ausmass. Der einzige, der den Beisetzungsort seiner Frau nicht oder zumindest *nicht mehr* kennt, ist Gustav Hospenthal (96). Bisher war er nur zweimal am Grab seiner Frau, doch jetzt wisse er nicht mehr, wo ihre Asche beigesetzt ist: „Das ist gut so. Weg ist weg. Das ist wie wenn man Geschirr zerschlägt, dann wirft man es weg. Dann ist es fertig. [...] Wir wissen auch nicht, wo wir waren, bevor wir auf die Welt kamen.“

Auf die Frage, inwieweit man an einem Gemeinschaftsgrab „Trauerverarbeitung“ leisten könne, antwortet Siegfried Achermann (78), dass man an einem Gemeinschaftsgrab genauso gut trauern könne wie an einem Einzelgrab. Marie Müller (85) sieht den einzigen Unterschied zwischen einem Reihen- und einem Gemeinschaftsgrab im Grabstein und dass man bei einem Reihengrab Blumen hinlegen kann. Ansonsten werde ja bei beiden Formen eine Urne mit Asche im Boden beigesetzt: „Ich weiss nicht, was die Leute an einem Grabstein haben.“ „An einem Gemeinschaftsgrab mache ich genau dasselbe wie an einem Reihengrab“, erklärt sie weiter. Auch Gertrud Kürzi (78) versteht nicht, weshalb ein Grabstein für gewisse Leute wichtig ist: „Einen Grabstein anbeten bringt nichts. Ich rede doch nicht mit dem Grabstein, sondern mit dem Verstorbenen.“ Laut Wolfgang Bulla, Leiter des Krematoriums Nordheim, sind die Gemeinschaftsgräber markante Begegnungspunkte in den Friedhöfen, die laufend weiter ausgebaut werden. Vor zehn Jahren gab es dort noch keine Sitzgelegenheiten, doch heute legt man Gartenanlagen mit Bänken im Schatten von Bäumen an. Man könne dort sehr gut trauern.

Personen, die selber auch in einem Gemeinschaftsgrab beigesetzt werden möchten, sind also zum grössten Teil der Ansicht, dass Trauern und Erinnern an einem Gemeinschaftsgrab genauso gut möglich ist wie an einem Reihengrab. Sie sehen nur graduelle Unterschiede zwischen den beiden Grabformen. Der wichtigste Unterschied besteht im Grabstein und der damit verbundenen Lokalisierung des Beisetzungsortes⁶. Doch auch beim Gemeinschaftsgrab findet die Lokalisierung in den meisten Fällen statt, da die Angehörigen sich bei der Beisetzung oftmals die Stelle merken, an der die Urne mit der Asche vergraben wird (im Extremfall bis hin zur Ausmessung). Wie wir gesehen haben, ist es vielen unserer InformantInnen wichtig zu wissen, wo die sterblichen Überreste ihrer Angehörigen beigesetzt sind, auch wenn einige von ihnen nur selten bis gar nie das Grab besuchen und das Grab für

⁶ Allerdings werden auch Reihengräber in der Regel nach zwanzig Jahren aufgehoben, wonach kein Grabstein den Ort der Beisetzung mehr markiert. Eine Pensionärin des Altersheims Herzogenmühle beschreibt während eines Gruppengesprächs, wie sie sich nach der Aufhebung des Reihengrabes, in dem ihr Ehemann lag, mit Hilfe der Bäume und Sträucher die Stelle eingepägt habe. Friedhofsverwalter Dominik Zuber bestätigt, dass auch aufgehobene Gräber besucht werden, wie man anhand der dort abgelegten Kerzen und Blumen sehen könne. Doch anders als bei Gemeinschaftsgräbern erinnern an den Orten der aufgehobenen Gräber weder Denkmäler noch kollektive Namenstafeln an die Beigesetzten. So gesehen führt eine Beisetzung in einem Reihengrab auf lange Sicht zu einer grösseren Anonymisierung als eine Beisetzung in einem Gemeinschaftsgrab. Hinweise darauf, dass auch solche Erwägungen bei der Entscheidung für die Grabform Gemeinschaftsgrab eine Rolle spielen können, erhielten wir in einzelnen Fällen. Allerdings empfanden die meisten InformantInnen den Zeitraum von zwanzig Jahren für die mit einem Grab verbundene Trauerarbeit als lang genug.

Trauer und Erinnerung als unwichtig erachten. Dies zeigt, dass das *Wissen* um den Ort der Beisetzung auch für Menschen, die das Grab praktisch nie aufsuchen, bedeutend sein kann.

Eine einschlägige Erfahrung diesbezüglich machte Elfriede Dadier (87), als sie ihren ersten Mann im zweiten Weltkrieg verlor. Nachdem er mit dem Flugzeug von Ägypten wegflog, verschwand er spurlos: „Das ist schwer, wenn man nicht weiss, wo ein geliebter Mensch liegt. Das sage ich auch, wenn jemand viel trauert und weint, wenn ihr Mann gestorben ist, dass es noch viel schlimmer ist, wenn man nicht weiss, wo er ist.“

Die Möglichkeit der Ortung einer verstorbenen Person ist in vielen Fällen für die Angehörigen sehr wichtig, auch wenn das Grab nur selten aufgesucht wird. Der Prozess des Trauerns und des sich Erinnerns braucht gewissermassen eine Richtung, an der man sich mental und physisch orientieren kann. Indem Frau Plumsted (84) vor dem Gemeinschaftsgrab steht und in die Richtung des Ortes schaut, an dem die Asche ihres Ehemannes beigesetzt ist, nimmt sie die Kommunikation mit dem Verstorbenen auf.



Gemeinschaftsgrab Friedhof Sihlfeld

Diese ritualisierte Körperhaltung des Sich-einer-Grabstätte-Zuwendens ist beim Besuch eines Reihengrabs besonders ausgeprägt, aber bei einem Gemeinschaftsgrab genauso möglich, wenn man weiss, wo sich die Urne befindet.

Personen, die selber nicht in einem Gemeinschaftsgrab beigesetzt werden möchten, haben unterschiedlichere Einstellungen zu dieser Grabform. Unter solchen Personen gibt es mit Sicherheit viele, die den Verlust eines klaren Trauer- und Erinnerungsortes fürchten. Auch gibt es einige, die eine Beisetzung in einem Gemeinschaftsgrab als zu anonym und „unwürdig“ empfinden. Johanna Furrer-Zmorski (70) erlebte die Beisetzung ihrer Eltern in einem Gemeinschaftsgrab als geradezu traumatisch. Besonders die Schlichtheit der Abschiedszeremonie machte ihr zu schaffen. Dazu mehr im Kapitel „Abschiedsrituale“. Livia

R. (33) erzählt uns, wie sie das Grab ihrer Grosstante gar nicht fand, als sie es zum ersten Mal besuchen wollte. Der Friedhofsgärtner führte sie dann dorthin. Sie legte die Blumen, die sie für ihre Grosstante mitgebracht hatte „irgendwo auf die Wiese“. Den Namen der Verstorbenen fand sie nirgends: „Jetzt ist er auf einem Stein eingeritzt mit ganz vielen anderen zusammen. Aber damals hat mir das gefehlt. So ein Ort, ihr symbolischer Platz hier auf der Welt, wo ihre irdischen Resten liegen.“ Die Kinder im Religionsunterricht reagierten spontan negativ auf die Erklärung, was ein Gemeinschaftsgrab ist. So sagt beispielsweise ein Mädchen, dass sie es „nicht aushalten würde“, wenn sie nicht wüsste, wo genau ihre Grossmutter begraben liegt.

Wie wir oben gesehen haben, ist es in Tat und Wahrheit jedoch sehr selten, dass die nächsten Angehörigen den Beisetzungsort nicht kennen. Vielmehr sind es entferntere Verwandte und Bekannte, die nicht an der Beisetzung dabei waren, denen das Wissen fehlt. Wie uns verschiedene Friedhofsverwalter bestätigten, wird solchen BesucherInnen keine Auskunft bezüglich des Beisetzungsortes gegeben. Die Begründung hierfür lautete, dass es nicht im Sinne dieser Grabform sei. Dass dieser Sinn ein konstruierter ist, der nicht mit der Praxis der GrabbesucherInnen übereinstimmt, zeigt sich insbesondere auch in den rituellen Handlungen, die GrabbesucherInnen am Gemeinschaftsgrab durchführen. Denn die Angehörigen haben oftmals das Bedürfnis, am Gemeinschaftsgrab dieselben Rituale durchzuführen wie an einem Reihengrab. Wie uns Dominik Zuber, Verwalter des Friedhofs Sihlfeld, erzählte, wurde es vor einigen Jahren beispielsweise zu einem grossen Problem, dass die GrabbesucherInnen Kerzen, Blumen, Kränze und Laternen auf der Wiese ablegten. Es ging sogar so weit, dass einige Personen mit Steinen Gärtchen anlegten. Mit der Zeit war die Grabanlage dermassen übersät mit Gegenständen, dass die Friedhofsverwaltung ein Verbot erlassen musste (siehe Fotografie unten).



Gemeinschaftsgrab Friedhof Sihlfeld, ca. April 1999 (fotografiert von Dominik Zuber, Verwalter Friedhof Sihlfeld)

Dominik Zuber begründet dieses Verbot damit, dass die Pflege des Rasens nicht mehr möglich war und dass das Ablegen von Gegenständen auf der Wiese nicht im Sinne eines Gemeinschaftsgrabes sei. Seither werden auf der Wiese abgelegte Gegenstände unverzüglich weggeräumt. Dies zeigt, dass die GrabbesucherInnen sich das Gemeinschaftsgrab ungeachtet der offiziellen Definitionen auf ihre Weise anzueignen versuchen und ihm eigene Bedeutungen verleihen. Das Ablegen von Blumen und anderen Gegenständen an den Orten, an denen die Urnen vergraben sind, verdeutlicht, dass das Gemeinschaftsgrab für die Angehörigen kein Grab der „anonymen Beisetzung“ ist. Auch wenn keine Grabsteine errichtet werden, bleiben die Beerdigten für ihre Angehörigen unvergessliche Individuen, denen man mit Blumen und anderen Gaben gedenken möchte.

6.3.2 Perspektive 2: Aussenstehende, die beruflich mit Bestattungen zu tun haben

Dominik Zuber sieht in den oben beschriebenen Handlungsweisen von GrabbesucherInnen einen Beleg für die Unvereinbarkeit der Bedürfnisse von Verstorbenen und Hinterbliebenen. In seiner Argumentation zeigen diese Verhaltensweisen, dass die Hinterbliebenen im Grunde gar nicht damit einverstanden sind, dass der oder die Verstorbene in einem Gemeinschaftsgrab liegt und dass die Verstorbenen diese Grabform ohne Rücksicht auf die Angehörigen gewählt hätten. Solche Fälle kommen mit Sicherheit vor, doch sind sie nicht die Regel. Praktisch alle InformantInnen, mit denen wir gesprochen haben, versicherten, dass sie ihren Bestattungswunsch mit ihren Angehörigen besprochen hätten und dass diese einverstanden gewesen wären. Ausserdem sind fast alle unsere InformantInnen zugleich auch BesucherInnen von Gemeinschaftsgräbern. Dominik Zuber beobachtete auch, dass das Gemeinschaftsgrab im Friedhof Sihlfeld gut besucht sei, was man an den vielen Blumen, die dort abgelegt werden, sehe. Umso weniger könne er aber begreifen, dass die Verstorbenen, die dort liegen, das Gemeinschaftsgrab gewählt haben. Er ist der Ansicht, dass wenn Seitens der Angehörigen ein Bedürfnis nach Trauern an einem Grab besteht, das Gemeinschaftsgrab nicht die passende Form ist. Das Gemeinschaftsgrab eigne sich höchstens für Personen, die gar keine Angehörigen mehr haben. Hinter diesen Aussagen steckt die Annahme, dass das Gemeinschaftsgrab „kein richtiges Grab“ ist, an dem man trauern kann. Auch andere Personen, die beruflich mit Bestattungen zu tun haben, äusserten, dass das Gemeinschaftsgrab für die Angehörigen den Verlust eines Trauerortes bedeute. Der Bildhauer Jürg Frei schreibt in seiner Broschüre, dass wir auf unseren Friedhöfen sehen, „dass die unvorbereitete und in Eile getroffene Entscheidung für Grabstellen ohne Grabpflege in starkem Widerspruch zu unserem eigenen Bedürfnis der Trauerbewältigung steht.“ Dazu sind in der Broschüre unter anderem Fotografien von „unerlaubt errichteten Ersatzgräbern am Rande anonymer Grabfelder“ und von „Ersatzgräbern in Friedwäldern“ abgebildet. Diese sogenannten „Ersatzgräber“ bestehen aus Blumen, Steinen, Kreuzen und dergleichen mehr, die an der Grabstelle abgelegt, bzw. aufgestellt wurden. Auch Herr Frei ist der Meinung, dass die Trauernden unter dem Verlust eines „richtigen Grabes“ leiden. Diese Einwände haben insofern ihre Richtigkeit, als dass das Bedürfnis, Gegenstände am Ort der Beisetzung abzulegen, tatsächlich vorhanden ist, dass dieses Bedürfnis aber aufgrund des Verbotes nicht richtig ausgelebt werden kann. In diesem Punkt müssen die Angehörigen einen Kompromiss eingehen, indem sie ihre Gaben auf der zentralen Ablage deponieren. Dies bedeutet aber nicht, dass die Angehörigen an einem Gemeinschaftsgrab überhaupt nicht trauern können, dass es keinen Ort der Trauer

gibt oder dass das Gemeinschaftsgrab dazu führt, dass die Erinnerung an den Verstorbenen erlischt.

Der Sozialhistoriker Norbert Fischer, der zahlreiche Bücher zum Thema Bestattungskultur verfasst hat, sagt in einem Vortrag an der Paulus Akademie in Zürich (2005), dass Gemeinschaftsgräber „in ihrer extremen Ausprägung ohne jegliche Namens- oder Erinnerungstafeln zur Auflösung von jeglicher Form von Erinnerung“ führe. Es muss hier angemerkt werden, dass es in Deutschland radikale Formen von anonymen Beisetzungen gibt, die sogar in Abwesenheit der Familienmitglieder stattfinden. Die Angehörigen erfahren erst nach der Beisetzung, wann und wo sie stattgefunden hat. Den genauen Ort, an dem die Urne in der Wiese vergraben wurde, erfahren sie nicht. Auch wenn Fischer wahrscheinlich auf diese Art der anonymen Beisetzung angespielt hat, bleibt die Frage offen, was die „Auflösung von jeglicher Form der Erinnerung“ eigentlich bedeutet. Im Falle der Zürcher Gemeinschaftsgräber kann davon jedenfalls nicht die Rede sein, da die Angehörigen sich nicht nur privat mittels Gesprächen oder Gegenständen wie Fotografien und Erbstücken an die Verstorbenen erinnern, sondern auch die öffentlichen Grabanlagen aufsuchen, um an den Orten der Beisetzung Zwiesprache mit den Verstorbenen zu halten.

In ihrer Dissertation „Anonym unterm grünen Rasen“ (2004) stellt Traute Helmers fest, dass in der Fachliteratur das Phänomen Gemeinschaftsgrab häufig nur einseitig behandelt wird. Im Extremfall werden Personen, die eine Beisetzung in einem Gemeinschaftsgrab wählen, als Personen mit fehlendem sozialem Netzwerk und Neigungen zur Depressivität pathologisiert. Dies habe unter anderem damit zu tun, dass viele Studien zu diesem Thema von der Friedhofsbranche in Auftrag gegeben wurden, deren Interesse es ist, den Trend zum Gemeinschaftsgrab abzuwenden. Denn mit der Zunahme an Beisetzungen in Gemeinschaftsgräbern schwinden nach und nach die Einnahmequellen der in der Bestattungsbranche Tätigen⁷. Nach einer ausführlichen Analyse der Forschungsliteratur kommt Helmers zu folgendem Schluss:

„Im wissenschaftlichen Feld wird das Phänomen des anonymen Begräbnis mit Rückgriff auf sozialwissenschaftliche und ethnologische Ritual- oder Volkskundliche Brauchtumsforschung hauptsächlich als „Modernisierungsschaden“ diskutiert. Der Tod werde verdrängt, so eine Kernthese, öffentlich-gemeinschaftliches Trauern sei nicht mehr möglich, Werte und Normen verfielen. Dies gehe mit mangelnder Sozialität und mit psychischer Auffälligkeit der BefürworterInnen dieser Gräber einher und ende im Kulturverfall und Geschichtsverlust. Die Kernthesen verankern die Grabform in verschiedene Diskurse: Dem Einen geht es um das Kommunizieren und Symbolisieren von Toten und Tod, für einen anderen ist verlustbezogenes Erleben und Handeln von Gesellschaftsmitgliedern zentral. Mit beiden verschränkt sich der Diskurs zur Weitergabe kulturellen Erbes. Kulturanalysen, die Geschlechterbilder, Naturalisierungen und Ahistorisierungen kritisch hinterfragen, die zeichentheoretisch oder

⁷ Zusammen mit vielen anderen ist auch der oben zitierte Bildhauer Jürg Frei von diesem Problem betroffen. Daher steht er der Aufwertung von Gemeinschaftsgräbern skeptisch gegenüber. Wie er äussert auch Dominik Zuber, dass er es besser fände, wenn man diese Grabform weniger attraktiv machen würde. Jürg Frei hat darüber hinaus die Idee, dass man die Gemeinschaftsgräber beispielsweise in zwei zentralen Friedhöfen von Zürich zusammenlegen könnte. Dies hätte den Effekt, dass einige Angehörige sich aufgrund der grösseren Distanz zum Friedhof doch noch für ein Reihengrab entscheiden.

medienwissenschaftlich vorgehen, sind in der Forschungslage marginal vertreten oder fehlen ganz.“ (Helmerts 2004: 19)

Mit Helmerts sind wir der Meinung, dass der Blick vermehrt darauf gelenkt werden sollte, was durch den konkreten Umgang mit der Grabform Gemeinschaftsgrab an Neuem entsteht, bzw. an Altem fortgeführt wird, als einseitig auf das, was vermeintlich verloren geht.



Gemeinschaftsgrab Friedhof Eichbühl

7 Verstreuen oder Beisetzen der Asche in der freien Natur, Beisetzungen im Wald

7.1 Verstreuen oder Beisetzen der Asche in der Natur und Beisetzungen im Wald in Zahlen

Laut Marianne Herold, Leiterin des Bestattungs- und Friedhofamts der Stadt Zürich, werden heute 7-8% der Urnen nach der Kremation privat abgeholt. Man weiss nicht, wie viele von diesen Urnen in Friedhöfen ausserhalb von Zürich beigesetzt, wie viele in der freien Natur ausgestreut oder zu Hause aufbewahrt werden. Marianne Herold schätzt die Zahl der Urnen, die in der Natur ausgestreut oder beigesetzt werden auf ca. 1-2% aller Bestattungen. Sie betont aber, dass dazu keine bestätigten Zahlen existieren. Für Aschenbeisetzungen in Zürcher Wäldern für Aschenbeisetzung gibt es seit 2003 eine Statistik:

Aschenbeisetzungen im Wald		
Jahr	Anzahl	%
2006	56	1.75
2005	60	1.76
2004	46	1.32
2003	30	0.80

Die Anzahl der Beisetzungen in Wäldern ist über die letzten drei Jahre relativ konstant geblieben. Sowohl für Aschenbeisetzungen in Wäldern als auch für Aschenverstreuerungen in der Natur gibt es keine Zahlen, aus denen eine klare Tendenz hervorgehen würde. Beide Beisetzungsformen sind im Verhältnis zur Gesamtzahl der Beisetzungen marginal.

7.2 Gründe für die Entscheidung, die Asche in der Natur oder in einem Wald verstreuen, bzw. beisetzen zu lassen

7.2.1 Zurück in den Kreislauf der Natur

Silvia Zingg (69) wollte zuerst in einem privaten Friedwald, bei der Wurzel eines Baumes, beigesetzt werden: „Ein Baum ist ein Symbol für das Leben. Der Schlaf im Winter, das Erwachen im Frühling, Laub fallen lassen im Herbst. Es ist ein Symbol für die Reinkarnation.“ Ihr Ehemann, der traditioneller eingestellt ist, war gegen dieses Vorhaben. Ihm gefiel der Ort nicht. Ausserdem fand er die 4000 Franken, die eine solche Beisetzung in einem privat geführten Friedwald kostet, zu teuer. Also kam Silvia Zingg auf eine neue Idee. Sie möchte, dass ihre Asche nach ihrem Tod im Rhein verstreut wird. Auch diese Idee gefällt ihrem Mann nicht besonders, doch diesmal bleibt sie bei ihrem Entschluss. Zum Rhein habe sie eine besondere Beziehung. Es gefalle ihr die Idee, dass das Wasser einen Kreislauf bilde: „Das Wasser fliesst ins Meer. Wasser ist ständig im Fluss, diesen Zustand erlebe ich beim Meditieren.“ Auch für Johanna Furrer-Zmorski (70), die bei den Wurzeln einer Hängebuche im Friedhof Enzenbühl bestattet werden möchte (Erdbestattung), ist ein Baum ein Symbol für

das Leben: „Ein Baum ist immer in Bewegung und Bewegung bedeutet Leben.“ Ausserdem empfindet sie die Vorstellung, in der Erde begraben zu werden, als tröstlich: „Ich möchte zurückgehen in den Schooss der Mutter Erde.“ Ihr Ehemann Thaddaeus Zmorski-Furrer (79) hat hingegen entschieden, dass seine Asche in einem Fluss im Verzascatal verstreut wird. Er schwärmt von der wunderschönen, wilden Natur und zeigt uns eine Fotografie, die ein „Übungsfoto“ sei und auf der man Zmorski sieht, wie er das Ausleeren der Urne am Fluss demonstriert. Er selbst werde nach seinem Tod zwar an einem anderen Ort sein und das Verstreuen der Asche sei nur eine symbolische Handlung, doch dieser Plan, den er bis ins Detail durchdacht habe, verbessere seine Lebensqualität. Livia R. (33) erzählt, wie die Mutter eines Bekannten nach ihrem Tod von ihrem Sohn im Tibet verstreut wurde. Sie hätten dies bereits abgemacht, als die Mutter noch lebte. „Das finde ich eine extrem schöne Geschichte, extrem berührend. Sie haben im vornherein ein Ritual erfunden und das dann durchgeführt.“ Sie selbst wisse noch nicht genau, wie sie dereinst bestattet werden möchte, doch in romantischen Momenten stelle sie sich vor, an einem wunderschönen Ort in den Wind gestreut zu werden.



Wald für Aschenbeisetzung, Friedhof Hönningerberg

Paul Meyer, Verwalter des Friedhofs Hönningerberg, vermutet, dass es eher naturverbundene Leute sind, die eine Aschenbeisetzung in einem Wald wählen. Auch Wolfgang Bulla, Leiter des Krematoriums Nordheim, ist dieser Meinung. Wie die obigen Aussagen unserer InformantInnen zeigen, gilt dies zu einem hohen Grad auch für Personen, die ihre Asche in der freien Natur verstreut haben möchten. Die Vorstellung, wieder eins zu werden mit der Natur, „zurückzugehen, woher man gekommen ist“, überwiegt bei diesen Personen. Allerdings könnte man argumentieren, dass eine traditionelle Erdbestattung oder Urnenbeisetzung ebenfalls eine Rückkehr zur Natur bedeutet, indem die sterblichen

Überreste der Erde übergeben werden. Doch bei genauerer Betrachtung kristallisiert sich ein wesentlicher Unterschied heraus. Wie wir im folgenden Kapitel sehen werden, bedeutet eine Beisetzung innerhalb von Friedhofsmauern für einige unserer InformantInnen eine durch kulturelle Rahmenbedingungen eingeschränkte Rückkehr in die Natur.

7.2.2 Bedürfnis nach „Befreiung“

Silvia Zingg (69) möchte nicht in Reih und Glied, „so perfekt organisiert“ unter der Erde liegen. Auch möchte sie nicht von ihren Angehörigen immer wieder besucht und damit „zurückgehalten“ werden: „Ich möchte gehen können. Das ist einfacher, wenn kein Körper unter der Erde liegt. Mit einem Grab würde ich fixiert werden“. Auch möchte sie sich auf keinen Fall in einer Urnenwand „eingesperrt“ wissen. Ihr grösster Wunsch ist es, nach ihrem Tod „befreit“ zu werden. Livia R. (33) verbindet mit der Kremation die Vorstellung des Befreitwerdens. „Kremation passt für mich besser zum Tod wegen des Befreitwerdens. Und weil das Feuer eine so grosse Kraft besitzt. Ich finde das eine schöne Vorstellung“. Auch das „Verstreuen der Asche in den Wind“ ist für sie ein Bild der Freiheit. Und Thaddaeus Zmorski-Furrer (79) möchte nicht in einem Friedhof beigesetzt werden, weil er ein Individualist sei, ein Einzelgänger. In der freien Natur fühle er sich wohl: „Berge, Wasser, alles fliesst.“ Im Friedhof hingegen herrsche etwas Stagnation, sagt er vorsichtig.

Diese Beispiele verdeutlichen, dass unsere InformantInnen einen Unterschied sehen zwischen der freien und der kultivierten Natur des Friedhofs. Innerhalb eines Friedhofs befindet man sich immer noch im Rahmen einer von der Gesellschaft geschaffenen und an gesellschaftliche Normen gebundenen Anlage. Der Wunsch aber, bestenfalls in die von Menschen unberührte, vollkommen freie Natur zurückzukehren, drückt ein Bedürfnis nach einer Rückkehr zu einem reinen, erhabenen Ursprung aus. Die spirituellen Vorstellungen, die an diesen Wunsch geknüpft sind, sind individuell sehr unterschiedlich. Bei unseren InformantInnen zeigte sich ein gehäufter Bezug zum Hinduismus und zum Glauben an die Wiedergeburt.

Es sei hier noch erwähnt, dass in Bezug auf die zukünftige Entwicklung der Bestattungskultur das Bedürfnis nach der Rückkehr in die Natur eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen könnte. Analog zum Bedürfnis bestimmter Personen, durch die Beisetzung in einem Gemeinschaftsgrab in eine idealisierte „Gemeinschaft“ zurückzukehren, ist es möglich, dass der Wunsch, in der „reinen Natur“ aufzugehen, de facto von einer Verlusterfahrung genährt wird: Je stärker wir uns durch Modernisierung und Technologisierung von der Natur entfremden, und je weniger unberührte Natur es in Zukunft geben wird, desto grösser könnte die Sehnsucht nach eben dieser Natur werden.

In Bezug zum Wald für Aschenbeisetzung bleibt hier noch festzuhalten, dass er eine Kompromissform darstellt zwischen dem strenger organisierten Friedhof und der freien Natur. Vermutlich zieht diese Alternative Personen an, die das Bedürfnis haben, in der freien Natur beigesetzt zu werden, ohne auf ein markiertes Grab für die Hinterbliebenen zu verzichten. In diesem Zusammenhang ist es auch interessant, dass einige InformantInnen, die sich für eine Beisetzung in einem Waldfriedhof oder in einem Gemeinschaftsgrab entschieden haben, uns erzählten, dass sie zuvor eigentlich eine Aschenverstreuerung in der Natur gewünscht hatten. Erst als sie mit diesem Wunsch in Konflikt mit ihren Familienangehörigen gerieten, entschieden sie sich für das Gemeinschaftsgrab. Wolfgang Bulla, der ursprünglich ebenfalls an einem Ort in den Tessiner Bergen verstreut werden

wollte und aufgrund der Bedürfnisse seiner Familie dieses Vorhaben aufgab, sagt, dass im Vergleich zur Verstreuung oder Beisetzung der Asche in der Natur die Beisetzung in einem Gemeinschaftsgrab eine „fassbarere“ Form sei, die den Angehörigen einen organisierten Ort der Trauer biete: „Es gibt sicher eine Phase in der Trauerverarbeitung, in der man zum Grab gehen, mit dem Verstorbenen sprechen oder ein stilles Gebet halten möchte. Am Gemeinschaftsgrab kann man das, aber wenn die Asche in den Bergen oder im See verstreut wurde, dann kann man das nicht machen. Man kann sagen, dass man ihn (den Verstorbenen) da hineingeleert hat, aber da ist nichts mehr. Es hat sich ja bewegt, entweder mit dem Wasser oder mit dem Wind. Aber im Gemeinschaftsgrab weiss man, wo er ist.“

Mit dieser Aussage wird auch deutlich, dass der Aspekt der „Anonymisierung“, der in der Diskussion ums Gemeinschaftsgrab oftmals ins Feld geführt wird, in noch viel stärkerem Masse auf Aschenverstreungen zutrifft. Während bei vielen Gemeinschaftsgräbern kollektive Namenstafeln an die Beigesetzten erinnern, gibt es bei Aschenverstreungen keine solchen Hinweise mehr. Beide Bestattungsformen deuten zusammen mit anderen Tendenzen wie Beisetzungen im engsten Familienkreis oder dem Verzicht auf die amtliche Bekanntmachung eines Todesfalls auf eine zunehmende Privatisierung des Todes hin. Während früher ganze Dorfgemeinschaften oder Stadtquartiere an einer Bestattung teilnahmen und das Grab eines Verstorbenen von vielen verschiedenen Menschen besucht wurde, wissen heute oftmals nur noch die nächsten Angehörigen, wo sich das Grab eines Verstorbenen befindet. Die zunehmende Vereinzelung in den Grossstädten hat also zu entsprechenden Verhältnissen in den Friedhöfen geführt. Es muss hier aber zumindest angemerkt werden, dass im Vergleich zu gewöhnlichen Grabsteinen die kollektiven Namenstafeln von Gemeinschaftsgräbern es unter Umständen vielleicht sogar wahrscheinlicher machen, dass jemand per Zufall vom Tod eines entfernten Bekannten erfährt. In einem solchen Falle würde diese Grabform mehr zu einem öffentlichen Trauern beitragen, als bis anhin angenommen wurde. In diese Richtung weist jedenfalls das Beispiel von Siegfried Achermann, der bei einem Besuch am Gemeinschaftsgrab jedesmal nachschaut, ob nicht der Name eines Bekannten auf der Tafel eingeritzt wurde.

Auch wenn die Toten durch die neuen Bestattungsformen für die Öffentlichkeit anonymer werden, werden sie von ihren nahen Angehörigen keineswegs unwürdiger verabschiedet. Sowohl in den Wünschen der Verstorbenen als auch in den Handlungen der Hinterbliebenen lässt sich eine starke Tendenz in Richtung Individualisierung feststellen. Der Wunsch, eine Bestattungsform zu finden, die den individuellen Bedürfnissen angepasst ist und zum individuellen Weltbild passt, steht im Vordergrund. Denjenigen InformantInnen, die eine Aschenverstreung oder Aschenbeisetzung in der Natur wünschen, ist es nicht gleichgültig, was mit ihrem Körper nach dem Tod geschieht. Ganz bestimmte Vorstellungen führten sie zur Wahl dieser Bestattungsform. Im Gegensatz dazu messen Personen, die sich fürs Gemeinschaftsgrab entscheiden, dem Körper nach dem Tod und der Bestattungsform eine weniger grosse Bedeutung zu. Dennoch kann auch ihre Entscheidung als Ausdruck von Individualität gesehen werden, indem bewusst auf eine herkömmliche Bestattungsform verzichtet und der Überzeugung Ausdruck gegeben wird, dass für die Würde des Verstorbenen und für die Möglichkeiten des Erinnerns und Trauerns kein Grabstein nötig ist.

8 Abschiedsrituale

8.1 „Den Tod der Familie zurückgeben“: Abschiedsrituale vor der Bestattung

Die Bestattungskultur verändert sich nicht nur bezüglich der Beisetzungsart, sondern auch bezüglich der Abschiedsrituale. Der Bestatter Sergio Biaggi stellt zwei Faktoren fest, die zum Wandel der Abschiedsrituale beitragen. Erstens spiele die Vielfalt der Religionen eine Rolle, die durch die Mobilität der Gesellschaft zugenommen habe. Wenn in Zürich ein Hindu stirbt, so ist es ihm heute möglich, Abschiedsrituale durchzuführen, die seiner Religion entsprechen. Zwar darf man keinen Scheiterhaufen anzünden, doch die Familie kann im Krematorium dabei sein und den Startknopf drücken, der die Verbrennung in Gang setzt. Zweitens habe sich die Einstellung der Menschen zur Religion verändert. Es gäbe heute immer mehr Personen, die keiner Konfession mehr angehören. Für Personen, die konfessionsneutral sind, gibt es heute vielfältige Möglichkeiten der Gestaltung einer Abschiedsfeier. Die Leute formulieren immer häufiger spezielle Wünsche und setzen diese auch um.

Herr Biaggi hat sich auf die Mithilfe bei der Gestaltung der Zeit zwischen dem Eintreten eines Todesfalls und der Bestattung spezialisiert. Diese Zeit sei sehr wichtig für die Bewältigung der Trauer. Die Angehörigen haben immer häufiger das Bedürfnis, die Organisation des Todesfalls nicht an Institutionen abzutreten, sondern selber in die Hand zu nehmen. Es sei essenziell, so Biaggi, auf die Bedürfnisse der Angehörigen einzugehen und sie sowohl *mitentscheiden* als auch *mitmachen* zu lassen. Er betont, dass hierbei die sinnesorientierten Aspekte, wie beispielsweise das Anfassen der/des Toten beim Einmassieren der Haut mit Körperöl oder das Zurechtmachen der/des Toten für das im wahrsten Sinne des Wortes *Be-Greifen* des Todesfalls sehr wichtig sei. Solche und andere Handlungen, wie das Musizieren oder das Vorlesen von Texten neben dem aufgebahrten Leichnam oder das Deponieren von Briefen an die verstorbene Person im Sarg, helfen ausserdem gegen das Gefühl der Machtlosigkeit auf Seiten der Angehörigen. Die Abschiedsrituale sollten sich nach Ansicht von Herrn Biaggi nicht auf das beschränken, was im Friedhof oder in der Kirche passiert, sondern bereits am Ort des eingetretenen Todes beginnen. Oftmals seien die Angehörigen jedoch nicht darüber informiert, welche Möglichkeiten sie dabei haben. Falsche Vorstellungen über ein in Wahrheit nicht existierendes „Leichengift“ oder über die „Totenstarre“, die zwar eintritt, aber von einem erfahrenen Bestatter relativ einfach gelöst werden kann, verunsichern die Angehörigen. Die falsche Annahme, dass eine verstorbene Person so rasch wie möglich von zu Hause abtransportiert werden muss, verhindere in vielen Fällen ein langsames Abschiednehmen. Doch die einzige gesetzliche Verpflichtung, die nach Herrn Biaggi tatsächlich verbindlich ist, bestehe darin, den Todesfall innerhalb von 48 Stunden bei der Gemeinde zu melden.

Nicht alle Angehörigen wünschen jedoch ein langsames Abschiednehmen und die Aufbahrung des Leichnams. Gerade Personen der älteren Generation schrecken vor solchem Abschiednehmen nicht selten zurück, obwohl oder vielleicht gerade weil sie solche Aufbahrungen in ihrer Kindheit und Jugendzeit erlebt haben. Damals war es noch üblich, den Verstorbenen eine zeitlang zu Hause zu behalten. So erzählt Elfriede Dadier (87), dass sie es lieber gehabt hätte, wenn ihr Mann im Spital gestorben wäre. Dann wäre er bei ihrer Ankunft schon hergerichtet gewesen. Auch Marie Müller (85) wollte nicht, dass ihr Mann

nach seinem Tod aufgebahrt wurde. Als er starb, nahm sie Abschied von ihm und hat ihn danach nicht mehr angeschaut. Sie betont, dass sie ihren Mann so in Erinnerung behalten wollte, wie er zu Lebzeiten war. Gustav Hospenthal (96) nennt es einen „Graus“, den Leichnam nach dem Tod nochmals anzuschauen. Auch er sagt, dass er die Person so in Erinnerung behalten wolle, wie sie war, als sie noch lebte.

Solche Aussagen stehen in diametralem Gegensatz zu den Bedürfnissen von Personen, denen das Aufbahren und langsame Abschiednehmen im Sinne Biaggis den Abschiedsprozess erleichtert. Ruth Gossweiler (39) war beispielsweise sehr froh, dass ihre Mutter zu Hause starb. Dies habe es ihr ermöglicht, das Geschehnis zu begreifen. Sie empfand es auch als eine Chance, dass sie ihre Mutter bis zu ihrem Tod zu Hause pflegen konnte. Es sei etwas ganz anderes, wenn man für die eigene Mutter kochen oder mit ihr alte Schallplatten hören könne, als wenn man tatenlos an einem Spitalbett sitzen müsse. Nach dem Tod ihrer Mutter erlebte sie, was mit dem Körper der Verstorbenen geschah: Die roten Backen wurden gelb und mit der Zeit bleicher und blauer. Die Asymmetrie des Gesichts, die zu Lebzeiten durch eine Lähmung verursacht worden war, verschwand. Mit der Zeit trat der Knochenbau immer stärker hervor, und der Tod wurde sichtbar. Ruth Gossweiler realisierte, dass der Tod kein plötzliches Ereignis, sondern ein langsamer Übergang ist. Da sie bereits vor dem Tod Verantwortung für den Körper ihrer Mutter übernommen hatte, war es für sie natürlich, dass sie diese Verantwortung auch später wahrnehmen würde. Sie kleidete ihre Mutter an und bettete sie in den Sarg, da einer der Bestattungsbeamten noch unerfahren war und sichtlich Angst vor der Toten zeigte. Ruth Gossweiler war froh, dass sie ihre Mutter nochmals anfassen konnte. Den Zeitpunkt des Wegtransports entschieden sie und ihre Familienmitglieder selber.

Für Ulla Schoch (50) kam der Tod ihres Ehemannes, der in den Bergen verunglückte, sehr unerwartet und versetzte sie in einen Schockzustand. Umso wichtiger war es für sie, Zeit für den Abschied zu haben. Ihr Mann wurde drei Tage lang aufgebahrt. Zuerst habe sie ihn im Leichenschauhaus, dann in der Aufbahrungshalle und schliesslich im Krematorium gesehen. Als ihr Mann in der Aufbahrungshalle des Friedhofs Sihlfeld aufgebahrt war, erhielt sie zwar einen Schlüssel und hätte ihn dort besuchen können, doch es war ihr unheimlich. Sie sagt, dass es ihr geholfen hätte, wenn ihr Mann zunächst in einem familiärerem Rahmen auf einem Bett aufgebahrt worden wäre und erst später in der Halle. Am liebsten hätte sie ihren Mann mit nach Hause genommen, doch da sie unter Schock gestanden habe, wusste sie nicht, was man alles tun kann: „Es hätte mir geholfen, wenn ich zum Beispiel eine Broschüre erhalten hätte mit Informationen darüber, was alles möglich ist.“ Auch hätte sie es sich gewünscht, bei der Waschung ihres Mannes mithelfen zu können.

Diese wenigen Beispiele zeigen, dass es grundsätzlich unterschiedliche Einstellungen hinsichtlich der Aufbahrung gibt. Während die einen den Tod eher zu verdrängen versuchen und sich auf positive Erinnerungen konzentrieren möchten, ist es den anderen ein Anliegen, durch die bewusste Auseinandersetzung mit dem Körper des Verstorbenen die Trauer zu bewältigen. Laut Sergio Biaggi nimmt die Zahl der Personen, die heute eine solche bewusste Auseinandersetzung wünschen, zu.

In ihrem Beitrag „Bestattungsritual im Übergang. Zu Mischformen von delegierter und nicht-delegierter Bestattung“ im Buch zur Ausstellung „Last Minute. Ein Buch zu Sterben und Tod“ schreibt Corina Caduff, dass wenn die Toten dem christlichen Glauben angehören, die Versorgung des toten Körpers hierzulande an Bestattungsunternehmen und Kirchen

delegiert wird: „delegiert an Totenwächter und Einsarger, an Friedhofswärter und Kremationsangestellte, die den toten Körper materiell bearbeiten, und delegiert an Pfarrer und Priester, welche die seelisch-metaphysische Verortung der Verstorbenen übernehmen“. Diese gängige Bestattungspraxis sei extrem arbeitsteilig, sie gewährleiste einen reibungslosen, ökonomisch kontrollierten und effizienten Ablauf. Dabei blieben auch die rituellen Höhepunkte im Umgang mit dem Körper meist delegiert: „Die Trauernden sind nicht anwesend, wenn der Sargdeckel verschlossen wird, die technischen Vorrichtungen der Kremation verhindern, dass man den Sarg brennen sieht, und bei Erdbestattungen bleibt die fachgerechte Aushebung und Zuschüttung der Gräber den Friedhofsangestellten vorbehalten.“ Die delegierte Bestattung biete den Trauernden feste Ritualformen. Die Einwilligung in diese Ritualformen bedeute aber zwangsläufig auch die Übernahme ihrer religiösen Prägungen.

„Und zu diesen Prägungen gehört eine christliche Maxime, die der starken Individualisierung der Lebenspraxis von westlichen Gesellschaften entgegensteht, nämlich die Maxime: vor Gott sind wir alle gleich. Wenn der Pfarrer in der Kirche die Biographie des Toten verliest, dann würdigt er den Toten (zum letzten Mal) als Individuum und löscht diese Individualität gleichzeitig aus, indem er die verstorbene Person Gott überantwortet. Dieser Ent-Individualisierung im Rahmen der christlichen Heilslehre und im Rahmen der serienmässig operierenden Bestattungsindustrie entziehen sich rituelle Bestattungselemente, die die Individualität des Toten hervorheben. Mit neuen, nicht-delegierten rituellen Mitteln suchen hier die Trauernden, bisweilen durch Angestellte der Bestattungsunternehmen selbst dazu motiviert, auch die persönliche Beziehung zu inszenieren, die sie zu den Toten gehabt haben“ (Caduff 1999: 158)

Im Falle von Marie Müller (85) und Gustav Hospenthal (96) mischten sich im Bestattungsprozess delegierte und nicht-delegierte Ritualelemente. Während sie die Versorgung der toten Körper ihrer EhepartnerInnen an Bestattungsunternehmen delegierten, verzichteten sie beim Begräbnis auf christliche Rituale und nahmen stattdessen die Gestaltung der Zeremonie selber in die Hand. Sie würdigten die Verstorbenen, indem sie eigene Rituale erfanden, die im Sinne Caduffs ihre persönliche Beziehung zum/zur Toten inszenierten. Da heute viele Menschen nicht mehr gläubig sind, kommt es immer häufiger vor, dass sich delegierte und nicht-delegierte Ritualformen auf solche oder andere Weise vermischen. Wie wir im Beispiel von Ruth Gossweiler (39) gesehen haben, können nicht-delegierte Ritualformen bereits bei der Versorgung des toten Körpers eine wichtige Rolle spielen. Aber auch bei der Kremation, und besonders beim Begräbnis und bei der Abdankung nehmen nicht-delegierte Ritualformen in jüngster Zeit zu.

8.2 Begleitung zum Ofen: Abschiedsrituale im Krematorium

Laut Wolfgang Bulla, Leiter des Krematoriums Nordheim, möchten heute immer mehr Leute die Verstorbenen bis zum Ofen begleiten und bei der Kremation dabei sein. Während man dies früher nur mit einer Ausnahmegewilligung durfte, habe man sich heute gegenüber den Wünschen der Angehörigen geöffnet. Er habe beobachtet, dass die Leute sehr unterschiedlich reagieren, wenn sie bei der Kremation dabei sind: „Die einen sacken in sich zusammen, die anderen sind erleichtert.“ Allerdings sei er kein Freund der Begleitung im

Ofenraum, da dies eine erhebliche Belastung für seine Mitarbeiter darstelle. Herr Bulla erklärt, dass es vor allem Personen mit einem anderen kulturellen Hintergrund wie Hinduisten und Buddhisten seien, die von dieser Möglichkeit Gebrauch machen. Mit Tüchern, Fahnen, Räucherstäbchen und anderen Utensilien führen sie ihre Abschiedsrituale durch. Dazu gehört auch, dass ein Angehöriger den Ofenknopf bedient, der alsbald die Verbrennung in Gang setzt. Aber auch SchweizerInnen möchten immer häufiger bei der Kremation dabei sein. So begleitete auch Ulla Schoch (50) ihren Ehemann in den Ofenraum, wo sie gemeinsam mit dem Sohn des Verstorbenen Mantras sang. Schoch und ihr Mann waren oft nach Indien gereist und gehörten dem Hinduismus an.

Die unabhängige Bestattungsberaterin Bernadette Straessle besichtigt mit ihren KundInnen ab und zu das Krematorium, weil sie es wichtig findet zu wissen, was eine Kremation in Tat und Wahrheit bedeutet, bevor man sich dafür entscheidet. Sie selber empfindet die Maschinerie der automatisierten Verbrennungsöfen als kalt und unmenschlich, weshalb sie selbst die Erdbestattung bevorzugt. Analog zu den unterschiedlichen Empfindungen hinsichtlich der Aufbahrung gehen auch bezüglich des Miterlebens der Kremation die Haltungen der Angehörigen auseinander. Während die einen der Verbrennung des Verstorbenen auf keinem Fall beiwohnen möchten, weil sie es als zu belastend empfinden, gibt es immer häufiger auch Personen, denen es hilft, wenn sie bei möglichst vielen Schritten des Bestattungsprozesses dabei sein können, und dazu gehört auch die Kremation. Die zunehmende Tendenz zur bewussten Auseinandersetzung mit dem Körper des Verstorbenen als Teil des Abschiedsprozesses könnte dazu führen, dass auch in Zukunft immer häufiger die Begleitung zur Kremation gewünscht wird. Und dies vermehrt auch von Personen, die nicht dem hinduistischen Glauben angehören, sondern unterschiedliche religiöse, beziehungsweise nicht-religiöse Hintergründe aufweisen.

8.3 Abschiedsrituale am Grab und bei der Abdankung

Maria Jud (82) litt unter der Zeremonie bei der Abdankung ihres ersten Mannes im Grossmünster. Da sie unter Schock stand, nahm sie alles wie durch einen Schleier wahr. Von den damaligen Feierlichkeiten, die sie heute ein „Trallalla“ nennt, sei sie in ihrer Trauer vollkommen überfordert gewesen. Als besonders belastend empfand sie die Entgegennahme der vielen Beileidsbekundungen. Seither habe sie eine Abneigung gegenüber grossen Blumenbouquets. Ihre Freunde wüssten dies und schenkten ihr höchstens kleine Blumenstöcke. Als Konsequenz dieser Erfahrungen möchte Maria Jud, dass ihre eigene Bestattung möglichst ohne Aufsehen und ganz schlicht verläuft. Bei einer Freundin habe sie eine solche einfache Beisetzung in einem Gemeinschaftsgrab erlebt und sehr schön gefunden. Auch Gustav Hospenthal (96) wollte ein „Geläuf“ an der Bestattung seiner Frau vermeiden. Im Heim erzählte er niemandem von ihrem Tod: „Dann müssen sie nicht hundert Mal das Gleiche erzählen. Das ist wie der Besuch im Spital. [...] Es ist nicht im Sinne des Kranken. Der Kranke braucht Ruhe. *Ich* musste es ja verarbeiten und nicht die anderen.“ Marie Müllers Mann wurde seinem Wunsch gemäss „still und leise“ bestattet, und auch Frau Müller (85) möchte auf diese Weise verabschiedet werden. Die Beisetzung im Gemeinschaftsgrab soll ohne Pfarrer und nur im Beisein der engsten Familienangehörigen erfolgen. Ihr verstorbener Ehemann wollte auf keinen Fall, dass an seiner Beerdigung Musik gespielt wird. Sie kann dies sehr gut verstehen und empfindet gleich wie er. Sie erzählt, wie

erschüttert sie war, als bei der Beerdigung ihres Vaters im dem Moment, in dem der Sarg in die Erde gelassen wurde, eine dramatische Musik erklang und alle zu weinen begannen. Dies habe sie so sehr mitgenommen, dass sie seither nie mehr an eine Beerdigung gegangen sei. Den Ablauf der Beisetzung ihres Mannes beschreibt Marie Müller folgendermassen: „Wir standen alle dort, dann kam der Friedhofsangestellte mit der Urne. Wir haben uns an den Händen gehalten, einander angeschaut. Niemand hat gesprochen. Dann haben wir gesagt, dass er die Asche ausleeren könne. Der Friedhofsangestellte ging dann weg. Wir sind noch etwas dort gestanden und sind dann auch weg.“ Mit dieser Zeremonie war die Beerdigung beendet und es folgte kein Leidmahl. Auch Gustav Hospenthal (96) findet, dass man an einer Beerdigung nicht „auf die Tränendrüsen drücken“ müsse. An der Beerdigung seiner Frau habe er ein kleines, leises Ritual durchgeführt: „Ich habe für jede Person, die an der Beisetzung dabei war, eine Rose gekauft. Nachdem die Urne ins Loch gelassen wurde, warfen alle eine Rose in dieses Loch.“ Und Siegfried Achermann (78) formuliert das Bedürfnis nach einer einfachen, intimen Beerdigung folgendermassen: „Früher hat man an Begräbnissen ein Tamtam gemacht. Ich bin froh, dass man heute kein Theater mehr macht. Ich kann nur sagen Theater. Das ist viel schöner. Man ist ruhig, kann in sich gehen“.

Die vier genannten Personen empfinden es nicht nur als unnötig, eine Bestattung aufwändig zu gestalten, sondern auch als belastend.

Der Wunsch nach einer schlichten Beisetzung im engsten Familienkreis ist eine Tendenz, die gegenwärtig zunimmt und zu Veränderungen in der Bestattungskultur führt. Dabei kann eine solche Beisetzung sowohl mit christlichen Ritualen und dem Beisein eines Pfarrers, aber auch gänzlich unter Ausschluss der Kirche erfolgen. Wie wir im Kapitel 6.2.4 bereits festgestellt haben, sind Personen wie Gustav Hospenthal und Siegfried Achermann, die im Laufe ihres Lebens schlechte Erfahrungen mit der Kirche und dem Christentum gemacht haben, aber auch andere, die einfach nicht gläubig sind, froh, wenn sie die Abschiedsrituale unter Ausschluss der Kirche selber an die Hand nehmen können.⁸ Im Sinne Caduffs werden in solchen Fällen nicht-delegierte Abschiedsrituale durchgeführt, die das Ziel haben, der Persönlichkeit des Verstorbenen gerecht zu werden.

Wenn allerdings der Bestattungswunsch einer verstorbenen Person nicht mit den Bedürfnissen der Hinterbliebenen übereinstimmt, können Konflikte entstehen. So erlebte es die gläubige Christin Johanna Furrer-Zmorski (70) als traumatisch, ihren agnostischen Vater ohne Pfarrer und ohne christliche Rituale in einem Gemeinschaftsgrab beisetzen lassen zu müssen. Sie empfand dies als eine „unwürdige“ Verabschiedung: „Es war für mich furchtbar schmerzhaft mit der Urne meines Vaters zur Grabstelle zu gehen. Der Friedhofangestellte leerte die Asche dann einfach ins Loch.“ Dieses Ausleeren der Urne bedrückte sie sehr, und auch Gustav Hospenthal (96) erzählt uns, dass er den Friedhofsgärtner bat, die Urne erst auszuleeren, wenn die Beisetzung beendet und die Gäste nach Hause gegangen waren⁹.

⁸ Einige InformantInnen erzählen auch, dass sie froh seien, dass der Zwang, an Beerdigungen teilzunehmen, aufgelockert wurde und dass heute keine Verpflichtung mehr besteht, nach dem Tod eines Ehepartners Schwarz zu tragen. Sie schätzen die neu entstandenen Freiheiten im Umgang mit Bestattung und Trauer.

⁹ Heute kann man die Asche allerdings in einer löslichen Tonurne oder in einer Holzurne beisetzen lassen. Mit dieser Möglichkeit reagierte das Bestattungsamt laut Marianne Herold auf die Bedürfnisse der Hinterbliebenen, die mit dem Ausleeren der Asche oftmals Mühe hatten.

Bevor das Loch mit Erde zugeschüttet wurde, konnte Frau Furrer-Zmorski im letzten Moment noch eine Rose hinterherwerfen: „Zum Glück konnte ich noch ein Zeichen der Liebe und des Lebens hinterherschicken. Er ist dann einfach in diesem Loch verschwunden. Das war schwierig.“ Als dann ihre Mutter ebenfalls im Gemeinschaftsgrab beigesetzt wurde, war sie vorbereitet und führte ein kleines Ritual durch: „Alle haben sich die Hände gegeben und das Vaterunser gebetet.“ Sie habe sich in einem Zwiespalt befunden zwischen der nüchternen, sachbezogenen Art ihrer pragmatischen Eltern und ihrem Bedürfnis, „dass man wertschätzt, was war und dass man merci sagt und eine gute Reise wünscht.“ Im Nachhinein, sagt Frau Furrer-Zmorski, hätte sie ihren Eltern widersprochen, als sie eines Abends beim Essen verkündeten, dass sie beschlossen hätten, sich in einem Gemeinschaftsgrab beisetzen zu lassen: „Sie begründeten es damit, dass wir Kinder keine Sorgen mit dem Unterhalt der Gräber haben würden, dass wir nichts bezahlen müssten und dass es die sauberste Lösung sei. Ausserdem solle man sich nicht so wichtig nehmen. Wie ein Blatt, das den ganzen Sommer über schön war und im Herbst welk wird und abfällt, so sei auch das Leben. Der Tod sei etwas ganz Normales und man könne gut in ein Gemeinschaftsgrab.“ In der Haltung ihrer Eltern habe sie stets einen Hauch von Selbstverachtung gespürt. Sie selbst habe jahrelang an der Selbstliebe gearbeitet und nehme sich jetzt wichtiger als ihre Eltern es getan haben. Deswegen möchte sie ihrem Körper nach ihrem Tod etwas Gutes tun.

Was eine „würdige“ Abdankung oder Beisetzung für den Einzelnen bedeutet, ist von Fall zu Fall verschieden. Während für die einen christliche Rituale unerlässlich sind, empfinden es andere als passender, ohne Pfarrer und manchmal sogar ganz ohne Redner in vollkommener Stille Abschied zu nehmen. Heute wenden sich immer mehr Leute von den christlichen Ritualen ab, da sie keinen Bezug mehr zum Christentum haben und suchen eigene, neue Wege, um von einer verstorbenen Person Abschied zu nehmen. Allerdings ist es nicht immer einfach, neue Abschiedsrituale zu (er)finden, vor allem dann, wenn man unter dem Schock eines Todesfalls steht. Livia R. (33) empfand es als äusserst seltsam, als an der Abdankung der Mutter einer Freundin von Gott gesprochen wurde, obwohl die Verstorbene, aber auch die meisten Trauergäste keinen Bezug zum Christentum hatten. Aber ohne solche Rituale würde ihr an einer Beerdigung auch etwas fehlen, überlegt sie. „Ideal wäre es, andere, nicht-christliche Rituale zu finden, zu denen alle Anwesenden einen Bezug haben, doch das ist sehr schwierig. Wenn man trauert, hat man keine Energie, neue Rituale zu erfinden. Deswegen, mangels Alternativen, greifen wohl viele auf christliche Rituale zurück. Wenn es nur etwas geben würde, das man nicht in diesem Moment erfinden müsste, irgendetwas, mit dem man sich ausdrücken könnte, anstatt nur zu weinen oder nicht zu weinen.“

Diese Aussage von Livia R. bestätigt die These von Caduff, dass heute die starke Tendenz zu Mischformen zwischen delegierten und nicht-delegierten Bestattungselementen durch ein areligiöses Bewusstsein motiviert werden. Eine Mischform entstehe, weil der Umgang mit neuen, nicht-christlichen Ritualen noch nicht genügend erprobt sei und weil solche Rituale über keinen Rückhalt in der Tradition verfügen. Daher versuche man im Rahmen der gesetzlichen Bestattungsvorschriften „Patchwork-Rituale“ zu kreieren,

„bei denen man auf Bestandteile der konventionellen kirchlichen Bestattung zurückgreift und sich aber gleichzeitig die Möglichkeit für einen eigenen Aktionsraum verschafft. [...] Setzt sich eine Bestattung aus herkömmlichen und neuen Ritualelementen zusammen, so kann eine noch ungewohnte rituelle Auslebung der Trauer gleichsam im Schutz von bekannten Ritualformen

erprobt werden. [...] Diese Mischformen von delegierter und nicht-delegierter Bestattung sind nicht einfach nur als progressiv-bewegte Bestattungsform zu lesen. Vielmehr sind sie das unübersehbare Symptom eines sinnentleerten und institutionell nicht mehr funktionierenden Christentums. Sie manifestieren den Übergang von dem prekär gewordenen religiösen Bestattungsritual hin zu einem neuen Ritual; ein Übergang, der geprägt ist von Suchbewegungen und Experimenten und der die Zeit zwischen einem nicht mehr und einem noch nicht markiert. Allerdings präsentiert sich dieser Übergang leise und schleichend, er ist kaum begleitet von lauten öffentlichen Debatten. Doch jede einzelne Bestattung mit nicht-delegierten Elementen, so gering und verborgen diese auch sein mögen, ist immer auch Teil dieser gegenwärtig stattfindenden, kollektiv-gesellschaftlichen Arbeit am Bestattungsritual“. (Caduff 1999: 159-161)



Baumbestattung, Friedhof Manegg

8.4 Todesanzeigen

Rosmarie Lampert (93) ist der Meinung, dass ein Todesfall zumindest amtlich publiziert werden sollte: „Sonst ist der Verstorbene gar niemand mehr gewesen. Er hat gar nicht mehr existiert!“. Während die amtliche Publikation früher obligatorisch war, wird das Gesetz heute lockerer ausgelegt und den Wünschen der Angehörigen entsprochen. Im Altersheim Herzogenmühle erwähnt eine Frau im Gruppengespräch, dass sie es traurig finde, dass amtliche Todesanzeigen nicht mehr obligatorisch sind. Sie habe eine Frau gekannt, deren Tod nicht publiziert wurde, obwohl dies ihrer Meinung nach nicht dem Charakter der Verstorbenen entsprochen habe: „Es hiess, dass die Jungen es so wollten. Aber so wie ich die Frau kannte, bin ich nicht überzeugt, dass sie einfach fort wollte und nichts mehr.“ Die

Frau erzählt weiter, dass sie gerne ein Kärtchen geschickt und den Angehörigen Trost gespendet hätte. Doch dies sei nicht möglich, da die Abdankungen im Tagblatt neuerdings immer erst gemeldet werden, wenn sie schon vorbei sind. Siegfried Achermann (78) bedauert ebenfalls, dass die Anzeigen im Tagblatt nur noch einmal pro Woche erscheinen und dass die Berufe der Verstorbenen nicht mehr vermerkt werden: „Das Tagblatt gibt es nur noch jeden Mittwoch. Dort steht, wer gestorben ist und wer bestattet wird. Früher hat man bei den Personen ihren Beruf vermerkt, da wusste man, „aha, das ist der Heiri von der SBB“. Heute wird der Beruf nicht mehr vermerkt, da soll man doch ganz damit aufhören! Der grösste Teil der Bestattungen wurde bereits durchgeführt und die Zeremonie ist schon vorbei. Man kann also keine letzte Ehre mehr erweisen.“¹⁰ Margrit Plumsted (84) sagt, sie habe es früher immer geschätzt, wenn sie unter den Anzeigen ab und zu einen Bekannten entdeckte. Aber heute werde halt überall gespart. Sowohl Wilhelm Maag (88), als auch Lorenz und Margaretha Marazzi (93, 88), die in einem Urnenreihengrab beigesetzt werden möchten, sind der Ansicht, dass eine Todesanzeige einfach „dazu gehört“. Dieser Brauch sollte nach ihrer Ansicht beibehalten werden, damit die Leute wissen, wann und wo eine Abdankung stattfindet. Frau Marazzi liest regelmässig Todesanzeigen und denkt dabei an die Verstorbenen. Johanna Furrer-Zmorski (70) und Thaddaeus Zmorski-Furrer (79) haben ihre eigenen Todesanzeigen bereits verfasst. Frau Furrer-Zmorski sagt, die ihre werde „Lebensanzeige“ heissen und Auszüge aus einem Gedicht enthalten. Zum Brauch der Todesanzeige meint sie, dass sie es immer als schockierend gefunden habe, wenn in einer Anzeige mitgeteilt wurde, dass die Bestattung in aller Stille stattgefunden habe. So werde einem die Möglichkeit genommen, vom Verstorbenen Abschied zu nehmen. Beerdigungen erachte sie als sehr wichtig für die Kommunikation unter den Menschen. Und Thaddaeus Zmorski-Furrer möchte sich in seiner Todesanzeige bei allen Verwandten, Freunden und MitarbeiterInnen bedanken und selber von ihnen Abschied nehmen.

Während einige unserer InformantInnen also zum Ausdruck bringen, dass sie die Tradition der Todesanzeige als erhaltenswert und wichtig erachten und es bedauern, dass dieser Brauch in der letzten Zeit eingebrochen ist, gibt es auch Personen, die ganz anders empfinden. Diese erklären, dass ihnen Todesanzeigen nichts bedeuten und/oder dass sie bewusst auf die Verfassung einer solchen Anzeige verzichtet haben, um an der Beerdigung in Ruhe gelassen zu werden. So wünscht Maria Jud (82) für sich keine Todesanzeige, auch keine amtliche, mit der Begründung, dass sie in ihrem Leben nie Todesanzeigen gelesen habe. Marie Müller (85) erzählt, dass sie bei ihrem Mann keine Todesanzeige aufgab und dass niemand wusste, wann die Beisetzung stattfand. Sie selbst möchte dies auch so handhaben. Und Gustav Hospenthal (96) wollte, dass niemand von der Beisetzung seiner Frau erfährt, „wegen des Geläufs“. In den Fällen von Marie Müller und Gustav Hospenthal stand der Wunsch im Vordergrund, in aller Stille und in einem kleinen Kreis Abschied

¹⁰ Nach Angaben von Marianne Herold, Leiterin des Bestattungs- und Friedhofamts der Stadt Zürich, erscheinen die amtlichen Todesanzeigen allerdings täglich im Tagesanzeiger und in Kürze auch in der NZZ. Ausserdem können die Anzeigen auch auf der Internetseite des Bestattungsamtes eingesehen werden. Sie meint, dass man den PensionärInnen von Altersheimen einen Dienst erweisen würde, wenn die Heimleitungen die Todesanzeigen beispielsweise vom Internet herunterladen und an einem Anschlagsbrett aufhängen würden. Allerdings ist es fraglich, ob das öffentliche Anschlagen von Todesanzeigen von allen PensionärInnen als passend empfunden würde.

nehmen zu können. Sie befürchten, dass eine Todesanzeige dazu führen könnte, dass sie in diesem Prozess der stillen Verabschiedung gestört werden.

Während früher ein Verzicht auf die amtliche Publikation nur in Ausnahmefällen vom Staat zugelassen wurde, führt die heutige freie Wahl dazu, dass immer häufiger keine Anzeige mehr gewünscht wird. Auch diese Tendenz ist ein Ausdruck des individuellen Umgangs mit bestattungskulturellen Ritualen. Jeder einzelne entscheidet, was er und seine Angehörigen als stimmig empfinden und nicht aufgrund eines gesellschaftlichen Konsens. Wie die obigen Beispiele zeigen, bedeutet dies unter Umständen den Ausschluss bestimmter Personengruppen von der Teilnahme an Abdankung und Bestattung und damit eine zunehmende Verschiebung der Abschiedsrituale vom öffentlichen in den privaten Bereich.

Während die meisten InformantInnen der Meinung sind, dass die Wahl der Bestattungsform eine Angelegenheit ist, die jedem selbst überlassen sein soll, wird die Abdankung/Bestattung im engsten Familienkreis und die Möglichkeit, den Todesfall nirgends zu publizieren kontroverser betrachtet. Hier sind einige der Meinung, dass die Bestattungskultur einen Verlust erleidet, der in noch grösserer Vereinzelung und Anonymität der Menschen mündet.

9 Designerurnen und Diamanten aus der Asche von Verstorbenen

Thomas und Markus Schär, Inhaber der Firma Urne.ch, verstehen ihre Designerurnen als letzte Hüllen, letzte Kleider, die den Verstorbenen eine besondere Bedeutung verleihen sollen. Sie sind der Meinung, dass die Bestattungskultur heute an einem Scheideweg angelangt ist: Die Leute möchten etwas Neues, was sie auf den öffentlichen Friedhöfen nicht mehr finden. Bezüglich Bestattung stellen die Brüder zwei in ihren Augen gegenläufige Trends fest: Zum einen die zunehmende Anonymisierung durch das Gemeinschaftsgrab und zum anderen das Bedürfnis, die Verstorbenen auf besondere Weise zu würdigen. Dazu gehört auch, dass man Erinnerungsobjekte behalten möchte, wie beispielsweise kleine Behälter mit ein wenig Asche des Verstorbenen oder eine Designerurne, die man zu Hause aufstellen kann. Die Tendenz zur Anonymisierung führen Thomas und Markus Schär auf einen sehr rationalen Umgang der heutigen Gesellschaft mit dem Tod zurück, der nicht zuletzt in der grauen Farbe des Leichenwagens, der Abdankung im engsten Familienkreis und der vollautomatischen Kremation zum Ausdruck komme. Doch Thomas und Markus Schär sind überzeugt, dass sich hinter diesem nüchternen Umgang mit dem Tod das Bedürfnis nach neuen Formen regt. So interpretieren sie die Zunahme der Beisetzungen in Gemeinschaftsgräbern als ein Resultat davon, dass man noch keine anderen Modelle kennt. Dagegen möchten sie mit ihrem Angebot und mit ihren Vorschlägen zur zukünftigen Umgestaltung der Friedhöfe (Kapitel 10) angehen.

Wie wir in der Einleitung zu dieser Studie erwähnt haben, deuteten wir zu Beginn unserer Forschungsarbeit die Zunahme der Beisetzungen in Gemeinschaftsgräbern ebenfalls als eine Tendenz in Richtung Anonymisierung und Abwertung des Individuums. Wie Thomas und Markus Schär waren wir der Ansicht, dass diese Tendenz in einem Widerspruch zur einer anderen, zwar noch marginalen, aber doch zunehmenden Tendenz steht, nämlich diejenige der besonderen Betonung der Individualität eines Verstorbenen durch spezielle Bestattungsformen von Aschenverstreuerungen bis hin zu Weltraumbestattungen und virtuellen Gräbern im Internet. Nach der Auswertung unserer Daten verwarfen wir jedoch diese Vorannahme. Wie wir in den Kapiteln zum Gemeinschaftsgrab bereits ausgeführt haben, bedeutet eine Beisetzung in einem Gemeinschaftsgrab unserer Meinung nach keine Auslöschung der Individualität einer verstorbenen Person. Auch wenn die Verstorbenen in einem Gemeinschaftsgrab aus dem Blickwinkel der Öffentlichkeit vielleicht anonym sind als solche, auf die ein Grabstein mit Namen verweist, so bedeutet dies keineswegs, dass sie von ihren Angehörigen nicht wertgeschätzt werden. Denn auch während einer Beisetzung in einem Gemeinschaftsgrab und später beim Besuch der Grabstätte werden Rituale durchgeführt, die die Persönlichkeit des oder der Verstorbenen würdigen. Nicht selten handelt es sich hier aber um stille, bescheidene Rituale, die dennoch sehr intensiv empfunden werden können. Das Bedürfnis, mittels ausgefallener Bestattungsformen und Rituale, aber auch anhand von speziellen Objekten wie Designerurnen, ausgefallenen Särgen oder besonders wertvollen Grabsteinen, die Einzigartigkeit einer Person zu zelebrieren und damit dem oder der Verstorbenen eine Art Denkmal zu setzen, steht dabei nicht im Vordergrund.

Schon die Entscheidung, in einem Gemeinschaftsgrab beigesetzt zu werden, kann als ein individualistischer Akt angesehen werden. Denn nicht nur das Hervorheben und Zelebrieren der Einzigartigkeit eines Menschen bedeutet Individualismus, sondern auch die

Überzeugung, dass der Körper nach dem Tod keine Rolle spielt, dass die Grabform für die Erinnerung nicht wichtig ist, oder dass eine Abdankung umso intensiver sein kann, je bescheidener und stiller sie vonstatten geht. Mit einer solchen Haltung wenden sich die Vorausverfügenden aber auch ihre Angehörigen von den Normen der traditionellen Bestattungskultur ab und entscheiden sich stattdessen für eine Form, die ihren individuellen Bedürfnissen besser entspricht.

Wir sind also der Ansicht, dass die beiden erwähnten Tendenzen in keinem Widerspruch zueinander stehen, sondern dass sie letztendlich verschiedene Ausprägungen desselben Bedürfnisses darstellen: Eine Form zu finden, die zum Verstorbenen passt und seine Individualität angemessen würdigt. Diese Form kann von grosser Bescheidenheit und Unauffälligkeit geprägt sein, aber auch sehr auffällig und aufwändig ausfallen – je nach Persönlichkeit der Verstorbenen und ihrer Angehörigen.

In diesem Zusammenhang ist die Feststellung des Bildhauers Jürg Frei interessant, dass der Absatz von Grabsteinen heute zwar dramatisch zurückgeht, dass aber diejenigen Steine, die verkauft werden, im Durchschnitt viel teurer seien als früher. Auch Designerurnen, spezielle Särge oder Erinnerungsdiamanten aus Kremationsasche sind Luxuswaren, die von einer kleinen Gruppe von Leuten erworben werden. Veit Brimer, Direktor der Firma Algordanza, die sich auf die Herstellung von Erinnerungsdiamanten spezialisiert hat, bestätigt, dass er in der Schweiz seit der Firmengründung vor fast drei Jahren etwa siebzig bis achtzig Kunden gehabt habe. Ebenso sind Designerurnen heute noch ausgeprägte Nischenprodukte. Alle in der Bestattungsbranche Tätigen, mit denen wir Gespräche geführt haben, wussten zwar von diesen Angeboten, haben aber bisher bei ihrer Tätigkeit selten bis gar nie mit solchen Objekten zu tun gehabt.

Besonders wertvolle Grabsteine werden heute mit Sicherheit häufiger verkauft als Designerurnen und Erinnerungsdiamanten, doch zusammen könnten sie eine Tendenz hin zu einer eindeutigeren Entscheidung aufzeigen: Entweder entscheidet man sich bewusst dazu, den Verstorbenen oder die Verstorbene mit einem besonderen Objekt zu würdigen und dann darf es auch etwas kosten, oder aber man legt gar keinen Wert auf solche materiellen Aspekte der Bestattung. Auch darin zeigt sich die Tendenz zu einer individuelleren Entscheidungsfindung. Im Gegensatz dazu wählte man früher, im Rahmen der vollständig delegierten und christlich dominierten Bestattungskultur, vermutlich häufiger einen Mittelweg.

In Bezug auf die Frage, ob man auf die materielle Ebene der Bestattung besonderen Wert legen sollte oder nicht, scheiden sich die Haltungen. Der Bestatter Sergio Biaggi hat Mühe damit, wenn jemand eine Designerurne oder einen Sarg für mehrere Tausend Franken kauft, die dann genauso wie eine fünfzigfränkige Holzurne oder ein billiger Sarg im Boden enden. Hingegen findet er es gerechtfertigt, wenn eine wertvolle Urne zu Hause aufgestellt wird. Er vermutet, dass es den Leuten, die teure Objekte kaufen, mehr um ihr Prestige geht als um die Beziehung zum Verstorbenen. Peter Adler (51) ist überzeugt, dass Firmen wie Urne.ch, die Designerurnen verkaufen oder Kolumbarien auf Autobahnraststätten vorschlagen, ein Geschäft machen möchten: „Man sucht nach neuen Geschäftsideen, auch mit dem Tod. Man kann mit allem ein Geschäft machen. Davon halte ich eigentlich nichts.“ Die Idee einer Künstlerin, Särge so umzubauen, dass man sie zu Lebzeiten als Kleiderschränke benutzen kann, damit der Tod wieder mehr ins Leben integriert wird, interpretiert die unabhängige Bestattungsberaterin Bernadette Straessle als Ausdruck einer neuen Variante der Verdrängung. Sie findet es nicht gut, wenn man einen Sarg

zweckentfremdet, sondern man müsse sich den Tatsachen stellen und anerkennen, dass ein Sarg ein Sarg ist und eine bestimmte Funktion erfüllt. Auf Erinnerungsdiamanten angesprochen, meinte eine Pensionärin im Altersheim Herzogenmühle, dass es ums Loslassen gehe. Mit einem solchen Diamanten sei es schwieriger, die verstorbene Person gehen zu lassen und dass sie keine Urne auf dem Buffet brauche, da der Verstorbene in ihrem Herzen sei. Auch Lilian Hirtz (60) findet, dass man die Verstorbenen loslassen müsse, weil man sonst nicht gut weiterleben kann: „Ich denke, wenn man etwas trägt [Diamant, Anm. der Verfasser], dann ist man immer in Verbindung. Dann hört das gar nie auf.“ Auch Designerurnen sagen ihr nichts. Einfache Tonurnen hingegen entsprächen ihrem ästhetischen Empfinden besser. Carsten Wegener (64) findet ausgefallene Formen wie Weltraumbestattung und Erinnerungsdiamant nicht gut, da es eine Totenruhe brauche und man keinen Kult aus dem Tod machen sollte.

Ulla Schoch (50) dagegen begrüsst neue Formen und ist der Meinung, dass alles so individuell wie möglich gestaltet werden sollte. Sie selbst würde zwar niemals ihren Mann um den Hals tragen, das finde sie verrückt. Von Erinnerungsdiamanten hatte sie noch nie gehört. Wolfgang Bulla findet es gut, dass die Jungen mit der neuen Technik Diamanten aus Kremationsasche herstellen können. Aber wie Ulla Schoch hätte er grosse Mühe, beispielsweise einen Teil der Asche seiner Mutter am Finger zu tragen. Scherzend meint er dazu: „Meine Mutter hat mich sehr streng erzogen, es wäre zuviel des Guten, wenn ich sie jetzt auch noch am Finger tragen würde. Obwohl sie eine ganz liebe Frau war.“ Jacqueline Aubry (53) wäre sehr froh gewesen, wenn sie nach dem Tod ihrer Mutter gewusst hätte, dass es Designerurnen gibt. Aber im Katalog des Bestattungsamtes habe sie keine solchen Urnen gesehen. Sie hätte für ihre Mutter lieber eine Designerurne gewählt, als „so etwas Wüstes, Unkünstlerisches“. Die Mutter von Jacqueline Aubry war zu Lebzeiten Ballett-Tänzerin und hatte eine starke Beziehung zur Kunst. Sie liess für ihre Mutter ein spezielles Grabmal herstellen, auf dem eine Bronzestatue der Verstorbenen thront. Auf die Idee der Kolumbarien auf Autobahnraststätten angesprochen, meint sie, dass Leute, die kein Kunstverständnis haben, von einem solchen Vorschlag vielleicht abgeschreckt werden. Auch Silvia Zingg (69) begrüsst moderne Formen. Sie findet die Urnenwände sehr trostlos und fände es schön, wenn die Friedhöfe etwas farbiger würden. Die nichtkirchliche Abdankungsrednerin Erna Johanna Stössel ist noch nicht viel mit solchen neuen Formen in Berührung gekommen, doch sie befürwortet prinzipiell alles, was die Angehörigen tröstet und was zu den Verstorbenen passt. Auch Paul Meyer, Verwalter des Friedhofs Höggerberg, ist dieser Ansicht. Er habe das Gefühl, dass solche neuen Trends Nischenprodukte seien, die vor allem für Personen, die künstlerisch ausgerichtet sind und denen moderne Kultur etwas bedeutet, interessant sind. Allerdings glaube er nicht, dass diese Angebote zu Rennern werden. Die Tendenz „Rückkehr in die Natur“ hingegen könnte in Zukunft weiter zunehmen.

Wie wir anhand dieser Beispiele sehen, sind die Meinungen bezüglich modernen, neuen Bestattungsobjekten sehr unterschiedlich. Während die einen hinter solchen Angeboten schlichte Geldmacherei vermuten und der Meinung sind, dass sie Ausdruck eines nicht ernsthaften Umgangs mit dem Tod sind, begrüssen sie andere als Alternativen, die die Bestattungskultur auflockern und den Ansprüchen gewisser Angehörigen entgegenkommen. Im Grossen und Ganzen dominierte bei unseren InterviewpartnerInnen aber eine eher uninteressierte bis ablehnende Haltung gegenüber einer besonderen Betonung der materiellen Aspekte einer Bestattung, die in vielen Fällen als „nicht ernsthaft“ empfunden wird.

10 Auswirkungen des zunehmenden Ausländeranteils auf die Bestattungskultur

In Zürich beläuft sich der ausländische Bevölkerungsanteil zurzeit auf ca. 30%, respektive 40%, wenn man die Eingebürgerten mitzählt. Da es unter den sehr alten Menschen bis anhin aber relativ wenige Personen ausländischer Herkunft gibt, wird der Anteil der AusländerInnen, die in Zukunft in der Stadt Zürich bestattet werden, stark zunehmen. Von den 9,1% (Volkszählung 2000), die in Zürich den „neuen Religionsgruppen“ angehören, bestreiten die islamischen Glaubensgemeinschaften mit 5,75% den grössten Anteil.

Das im Jahr 2004 eröffnete muslimische Grabfeld im Friedhof Witikon bietet Personen islamischen Glaubens die Möglichkeit einer muslimischen Bestattung. Allerdings müssen Kompromisse eingegangen werden. So ist es aufgrund der gesetzlich verankerten Sargpflicht in Zürich beispielsweise nicht möglich, einen Verstorbenen ohne Sarg zu bestatten, wie es vom islamischen Glauben her gefordert wäre. Doch wie Furat Ali, Direktor eines islamischen Bestattungsinstituts, sagt, ist man bereit, diesen Kompromiss einzugehen. Die Ausrichtung des Leichnams nach Mekka müsse aber unbedingt eingehalten werden. Heute werden laut Furat Ali etwa 90% der muslimischen Verstorbenen für die Bestattung in ihr Heimatland zurückgeführt. Er ist aber sicher, dass mit der Möglichkeit einer muslimischen Bestattung in Zürich in Zukunft immer weniger Muslime eine Rückführung wünschen werden. Denn Rückführungen seien aufgrund des enormen Zeitdrucks mit viel Stress verbunden, und auch das Besuchen des Grabs gestaltet sich für die Angehörigen kompliziert. Besonders Personen der dritten Generation, die meist keinen starken Bezug zu ihrem Herkunftsland mehr haben und in der Schweiz gut integriert sind, werden immer häufiger eine Bestattung in Zürich wählen. Mit dem Grabfeld in Witikon seien die Möglichkeiten dafür sehr gut, was von anderen Gemeinden laut Furat Ali noch nicht behauptet werden könne. Im Friedhof Witikon stehen 320 Gräber zur Verfügung, wovon zurzeit 60 belegt sind. Dass es unter den Muslimen der zukünftigen Generationen, für die die Schweiz ihr Heimatland sein wird und die immer häufiger keinen starken Bezug zum islamischen Glauben mehr haben werden, vermehrt auch Personen geben wird, die eine „normale“ Bestattung in einem städtischen Friedhof wünschen, ist zu erwarten. In welchem Umfang dies stattfinden wird und welche Grabtypen in solchen Fällen bevorzugt werden, lässt sich im Rahmen dieser Untersuchung jedoch nicht voraussagen. Diese Fragestellung wäre aber eine interessante Ausgangslage für eine weitere Studie.

Im Gegensatz zu den Muslimen, bei denen sich bezüglich des Bestattungsortes ein Wandel abzeichnet, bleibt die jüdische Bestattungskultur Rabbiner Marcel Ebel zufolge weitgehend unverändert. Da sich laut Ebel nach wie vor praktisch alle gläubigen Juden klare Bestattungsvorschriften folgend in jüdischen Friedhöfen bestatten lassen, werden die städtischen Friedhöfe von dieser Glaubensgruppe auch in Zukunft untangiert bleiben.

Auch die Bestattungskultur der hinduistischen Glaubensgemeinschaft folgt klaren, an Traditionen orientierten Regeln, die laut Joshi Satish keinem Wandel unterworfen sind. Durch das Entgegenkommen des Krematoriums Nordheim ist es den Hindus in Zürich möglich, das rituelle Anzünden des Feuers – zwar in etwas abgewandelter Form – durch das Betätigen des Ofenknopfes durchzuführen. Die anschliessende Verstreuung der Asche findet in der Sihl statt. Da im Hinduismus die Asche immer in einen Fluss gestreut wird, werden die Anhänger dieser Glaubensrichtung in Zukunft logischerweise keinerlei Einfluss auf die Situation der Friedhöfe nehmen. Der Hinduismus nimmt nur indirekt Einfluss auf unsere

Bestattungskultur, indem immer häufiger auch SchweizerInnen sich den hinduistischen Ritualen anschliessen und eine Aschenverstreung mit den dazugehörigen hinduistischen Ritualen wünschen.

Neben den erwähnten Glaubensrichtungen gibt es in Zürich natürlich auch zahlreiche ausländische Katholiken. Catherina Scuderi, Leiterin der mediterranen Station des Pflegezentrums Erlenhof in Zürich, versichert, dass die jetzigen PensionärInnen Gemeinschaftsgräber ablehnen und in der Regel ein Einzelgrab mit Erdbestattung wünschen. Auch in den nächsten zehn Jahren wird sich ihrer Meinung nach diesbezüglich nichts ändern, doch die nachfolgenden Generationen seien zu achtzig Prozent von einer Schweizer Mentalität geprägt, so dass die Bestattungswünsche dieser Leute sich bald nicht mehr von den Wünschen von Durchschnittsschweizern unterscheiden werden. Bezüglich Rückführungen meint Brigitte Büchel, Heimleiterin desselben Pflegezentrums, dass sie von den jetzigen PensionärInnen nur gewünscht werden, wenn die Kinder im Heimatland leben. Der Standort des Grabes werde dem Wohnort der Kinder angepasst. In den letzten drei Jahren wurde jedoch nur eine Person im Heimatland bestattet.

Die Haltung der Spanisch Sprechenden in Zürich gegenüber dem Gemeinschaftsgrab ist ähnlich wie diejenige der ItalienerInnen. Laut Carlos Latorre, Leiter der Mission für Spanisch Sprechende, wünschen auch Spanier und Lateinamerikaner bisher keine Beisetzungen in Gemeinschaftsgräbern, sondern legen Wert auf Einzelgräber „zu denen man hingehen und beten kann“. Auch sei ihm kein einziger Fall eines Spanisch Sprechenden bekannt, der seine Asche in der Natur verstreuen oder beisetzen lassen wollte. Einige Spanisch Sprechende wünschen eine Rückführung in ihr Heimatland, wofür sie zu Lebzeiten manchmal eine Versicherung abschliessen. Auf die Frage, ob auch bei den Spanisch Sprechenden Einwanderern ein Wandel der Bestattungskultur feststellbar ist, antwortet Carlos Latorre, dass immer häufiger andere Bestattungsformen als die Erdbestattung in einem Reihengrab akzeptiert würden. Er kenne zwar keine genauen Zahlen, aber die Kremation werde zunehmend als etwas Natürliches anerkannt, unter anderem auch, weil die Rückführung von Asche ins Heimatland einfacher sei als die Rückführung in einem Sarg. Bezüglich der Bestattungen in Zürich gehe man Kompromisse ein. Während es in Spanien und Lateinamerika üblich sei, die Toten innerhalb von 24 Stunden zu bestatten, werden die hiesigen Vorschriften akzeptiert und mehrere Tage abgewartet. Bezüglich der Rituale werde bis anhin noch die Sitte beibehalten, die Schweizer Ortspfarrei oder die katholische Mission für Spanisch Sprechende um einen Gottesdienst für die Bestattung und Abdankung zu bitten.

Der zukünftige Einfluss der ausländischen Katholiken auf die Zürcher Bestattungskultur ist wie derjenige der muslimischen EinwohnerInnen schwierig abzuschätzen, doch lassen die Aussagen unserer InformantInnen vermuten, dass die zunehmende Assimilation der kommenden Generationen dazu führen wird, dass sich auch die ausländischen Katholiken den hiesigen Verhältnissen weitgehend anpassen werden. Im Rahmen dieser Entwicklungen ist es durchaus möglich, dass immer mehr Kremationen gewünscht werden und damit vielleicht auch eine Öffnung gegenüber alternativen Bestattungsformen wie Beisetzungen in Gemeinschaftsgräbern und Aschenverstreungen stattfindet.

11 Zukünftige Entwicklung der Friedhöfe

Wie eingangs erwähnt wurde, kann die Auswahl unserer GesprächspartnerInnen keinen Anspruch auf Repräsentativität erfüllen. Um ein Gefühl dafür zu bekommen, welche Motivationen hinter den Entscheidungen von Personen stecken, für die der Tod eine greifbare Realität darstellt, haben wir vor allem in Bezug auf das Gemeinschaftsgrab ältere Menschen befragt. Ergänzend führten wir jedoch eine Strassenumfrage durch, bei der es darum ging, Personen verschiedener Altersschichten bezüglich ihrer bevorzugten Bestattungsformen und ihrer Haltungen gegenüber den Friedhöfen zu befragen. Ausserdem versuchten wir herauszufinden, wie viel man über die Grabform Gemeinschaftsgrab überhaupt weiss. Als „Pulsfühler“ stellte sich diese Methode als sehr ergiebig heraus. Von den sechzehn befragten Personen wussten nur fünf Personen ungefähr, was ein Gemeinschaftsgrab ist. Neun erklärten, dass ein Gemeinschaftsgrab eine Art Familiengrab sei, in dem Angehörige verschiedener Generationen zusammen bestattet werden können (vgl. Anhang 2).

Diese Stichprobe lässt vermuten, dass das Wissen über diese Grabform in der Bevölkerung noch relativ wenig verbreitet ist. Andererseits sagt die Statistik, dass unter den Personen jüngeren Alters der Anteil an Bestattungen in Gemeinschaftsgräbern selten weniger als 25% beträgt. Wie ist dies möglich? Erklären könnte man diesen Widerspruch damit, dass man sich in den meisten Fällen erst dann über die verschiedenen Bestattungsmöglichkeiten informiert, wenn man konkret mit dem Tod konfrontiert ist. Dies gilt sowohl in Bezug auf den eigenen als auch in Bezug auf den Tod eines nahen Angehörigen. Marianne Herold, Leiterin des Bestattungs- und Friedhofamts der Stadt Zürich, vermutet überdies, dass jüngere Personen ihre Bestattungsform häufig nach dem Ausschlussverfahren wählen. Für Personen, denen weder Reihen- noch Nischengräber zusagen, die aber dennoch in einem Friedhof ruhen möchten, ist das Gemeinschaftsgrab zurzeit die einzige Alternative.

Ob das Gemeinschaftsgrab für zukünftige Generationen interessant bleiben wird, lässt sich nur schon deswegen schwer beurteilen, weil junge, gesunde Menschen, die nicht mit dem Tod konfrontiert sind, sich in den meisten Fällen noch keine Gedanken zum Thema gemacht haben. Die Auswertung von Aussagen solcher Personen bezüglich ihrer bevorzugten Bestattungsform wird überdies durch den Umstand erschwert, dass viele Menschen im Laufe ihres Lebens ihren Bestattungswunsch ändern. Während einige beispielsweise in jungen Jahren noch von einem „Verstreuen der Asche in einer wunderschönen Landschaft“ träumen, ohne sich die genauen Konsequenzen zu überlegen, so berücksichtigen sie in späteren Jahren unter Umständen zusehends die Wünsche der Angehörigen. Dies kann dazu führen, dass sie sich in gewissen Fällen zugunsten eines ortbaren Grabes umentscheiden und womöglich eine Beisetzung in einem Gemeinschaftsgrab, in einem Wald oder in einem Reihengrab wählen.

Während es im Rahmen dieser Studie nicht möglich ist, eine Zukunftsprognose für die Belegung der einzelnen Grabtypen zu stellen, sind wir der Meinung, dass sich dennoch eine wichtige Feststellung machen lässt: Ob auf der Ebene der Grabtypen oder der Abschieds- und Trauerrituale, in allen Bereichen ist zurzeit eine klare Tendenz in Richtung Eigenverantwortung und Individualität zu erkennen. Diese Tendenz wird in Zukunft vermutlich zunehmen. Es geht dabei nicht nur um ausgefallene und auffällige

Modeerscheinungen, die wahrscheinlich immer nur eine Nischenposition einnehmen werden, sondern um alle Entscheidungen und Handlungen, die die aktive Mitgestaltung und Einflussnahme der Vorausverfügenden und der Angehörigen miteinschliessen. Im Sinne Caduffs handelt es sich hierbei um eine Tendenz der Verschiebung von einer delegierten zu einer nicht-delegierten Bestattungskultur, die unter anderem durch eine zunehmende Abkehr vom Christentum geprägt ist. Die Tendenz, eine Grabform und Abschiedsrituale zu wählen, die den individuellen Bedürfnissen der Vorausverfügenden und der Angehörigen entspricht, steht im Vordergrund. Wie wir gesehen haben, ist das Gemeinschaftsgrab eine Grabform, die im Zeitalter der Mobilität den Bedürfnissen vieler Menschen entgegenkommt, ein Grab zu haben, das niemandem eine moralische Verpflichtung auferlegt. Da diese Grabform ausserdem auch von jungen Menschen gewählt wird, die noch Angehörige besitzen, sehen wir keinen Grund, weshalb diese Tendenz in Zukunft wieder rückläufig werden sollte. Denkbar wären allerdings Verschiebungen vom Gemeinschaftsgrab hin zu Beisetzungen im Wald und Aschenverstreungen.

Vorschläge wie die des Friedhofverwalters Dominik Zuber, dass man die Gemeinschaftsgräber weniger attraktiv gestalten oder des Bildhauers Jürg Frei, dass die Gemeinschaftsgräber in zwei zentralen Friedhöfen zusammengefasst werden sollten, zielen darauf ab, einen Rückgang der Beisetzungen in Gemeinschaftsgräbern und eine Zunahme der Bestattungen in Reihengräbern zu erwirken. Allerdings sind solche Vorstellungen wenig realistisch und würden vermutlich auch nicht den erhofften Erfolg bringen. Die gesellschaftlichen Kräfte, die hinter den auf der Oberfläche zu Tage tretenden Veränderungen wirksam sind, sind stark und durch solcherlei Massnahmen kaum zu beeinflussen.

Die Angst vor einem allfälligen Verlust an Kultur oder „Menschlichkeit“ als Folge der jüngsten Entwicklungen erweist sich bei näherer Betrachtung als unbegründet. Denn mit den neuen Formen entsteht täglich neue Kultur und das menschliche Verhalten findet neue Ausdrucksformen. Die Aussagen unserer InformantInnen haben auch gezeigt, dass die Veränderungen der Bestattungskultur mehrheitlich leise und in einem bescheidenen Rahmen fortschreiten. Sehr ausgefallene Visionen wie beispielsweise diejenige von Urne.ch, die eine vollkommene Umgestaltung der Friedhöfe¹¹ vorsieht, bleiben dabei Ausnahmen und stossen auf wenig Resonanz in der Bevölkerung. In Bezug auf die Friedhöfe möchte die grosse Mehrheit unserer InformantInnen, dass sie Orte der Ruhe und Einkehr bleiben und nicht der freien Gestaltung der BenutzerInnen überlassen werden. So antworteten beinahe alle Befragten auf die Frage, wie die aufgrund der kleiner werdenden Nachfrage nach Reihengräbern freiwerdenden Grünflächen in Zukunft genutzt werden könnten, dass sie einen Park begrüssen würden, in dem man spazieren und in sich gehen kann. Auf keinen Fall sollte man dort aber beispielsweise picknicken oder joggen können. Nur äusserst selten war jemand der Meinung, dass man in den Friedhöfen prinzipiell alles zulassen sollte, damit der Tod wieder mehr ins Leben integriert würde. Die Haltungen unserer InformantInnen zeigen, dass das Bedürfnis nach einem ruhigen, respektvollen Umgang in Friedhöfen nach wie vor sehr gross ist.

¹¹ Beispielsweise schlagen Thomas und Markus Schär von Urne.ch vor, die Friedhöfe ähnlich wie Campingplätze zu organisieren, in denen die Vorausverfügenden respektive die Angehörigen den Grabplatz selber aussuchen können und die Wege zwischen den Gräbern auf diese Weise spontan entstehen würden.

Dies bedeutet aber nicht, dass keinerlei Veränderungen gewünscht werden. Einige InformantInnen erzählten, dass sie es begrüßen würden, wenn man die Friedhöfe etwas bunter gestalten würde. Besonders die Urnennischenwände stiessen bei der Mehrheit der Befragten auf deutliche Ablehnung. Die meisten empfanden sie als grau und düster und assoziierten mit ihnen die unangenehme Vorstellung, in einen Kasten eingesperrt zu werden. Durchsichtige Kolumbarien, wie sie Urne.ch verbreiten möchte, sind laut Marianne Herold für die Stadt Zürich zwar zu teuer, doch kann sie sich vorstellen, dass man in Zukunft die bereits vorhandenen Urnennischenwände umgestalten könnte. Denkbar wäre beispielsweise, die Urnennischen mit durchsichtigen Türen zu versehen, damit die Urnen sichtbar würden.

Etwas weiteres, was von einigen InformantInnen gewünscht wurde, sind Sitzgelegenheiten bei den Reihengräbern, die den Grabbesuch vor allem für ältere Menschen bequemer machen würde.

Der uns am wichtigsten erscheinende Punkt betrifft die Nutzung der Gemeinschaftsgräber. Wie wir gesehen haben, besteht auf Seiten der GrabbesucherInnen der eindeutige Wunsch, Gaben am Ort der beigesetzten Urne abzulegen. Anstatt diesen Umstand einseitig darauf zurückzuführen, dass die Kommunikation zwischen den Verstorbenen und Angehörigen versagt hat und die Wünsche der Angehörigen einfach übergangen wurden, sollte man konstruktive Lösungen für dieses Problem ins Auge fassen. Denn weder kann man diejenigen Voraussetzungen, die tatsächlich gegen die Wünsche der Angehörigen entscheiden, zu einem Umdenken zwingen, noch kann man die Tatsache ignorieren, dass in vielen Fällen gar kein Konflikt der Wünsche besteht. Wie wir gesehen haben, waren nämlich die meisten unserer InformantInnen damit einverstanden, dass ihre Angehörige oder ihr Angehöriger in einem Gemeinschaftsgrab beigesetzt wurde, weil in ihren Augen die Vorteile dieser Grabform überwiegen. Dafür waren sie bereit, die Nachteile in Kauf zu nehmen. Wie wir und auch Marianne Herold meinen, kann es nicht das Ziel der Friedhofsplanung sein, die Bedürfnisse der Bevölkerung den Einkünften der Bildhauer, Floristen und anderer in der Bestattungsbranche tätigen unterzuordnen, deren Existenz von der Nachfrage nach Reihengräbern abhängig ist. Auch wenn es sich für die besagten Gewerbe mit Sicherheit sehr schwierig gestaltet, werden sie letztlich gezwungen sein, sich an die Bedürfnisse der Zeit anzupassen. Anstatt passiv die für sie negativen Entwicklungen abzuwarten, wäre es für sie von Vorteil, innovative Lösungen zu suchen, die zukunftsgerichtet sind und nicht mit einer Rückkehr zu alten Verhältnissen liebäugeln.

Die Nachfrage nach Gemeinschaftsgräbern ist bereits sehr gross und wird mit grosser Wahrscheinlichkeit anhalten und vielleicht sogar weiter zunehmen. Daher wäre es zu begrüßen, wenn die Bedürfnisse der NutzerInnen ernst genommen und diese Grabform weiterentwickelt würde. Marianne Herold hält es für möglich, dass man in Zukunft neue Grabtypen ins Leben ruft, beispielsweise eine neue Form eines Gemeinschaftsgrabes, auf dem das Ablegen von Blumen und anderen Gegenständen möglich ist. Eine Zwischenform also zwischen Gemeinschafts- und Reihengrab. Wir sind der Überzeugung, dass solche Initiativen den Bedürfnissen der GrabbesucherInnen entgegenkommen und sich somit langfristig positiv auf die Bestattungskultur auswirken würden. Das Aufgreifen neuer Tendenzen und ihr überlegter Miteinbezug in die Friedhofskonzepte gewährleistet eine lebendige und für die BürgerInnen zufrieden stellende, zeitgemässe Bestattungskultur.

12 Literatur

- Ariès Philippe. 1984. *Geschichte des Todes*. Zürich: Ex Libris.
- Braune, Gudrun und Peter Fauser (Hrsg.). 2003. *Lebensende: kulturgeschichtlich-volkskundliche Aspekte von Sterben, Tod, Trauer, Bestattung*. Erfurt.
- Caduff, Corina. 1999. „Bestattungsritual im Übergang. Zu Mischformen von delegierter und nicht-delegierter Bestattung“, in: *Last Minute. Ein Buch zu Sterben und Tod*. Hrsg. Stapferhaus Lenzburg, pp. 158-161, Baden: hier + jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte.
- Eppler, Gerold. 1996. „ashes to ashes. Konzeptionen für Köln-Kalk“, in *Friedhof und Denkmal 2/1996*: 55-61.
- Fahrni, Maya und Wurster, Elke. 1999. „Pappsärge, Paraffinurnen und neues Ritualdesign. Zur Multioption bei der Abschiedsgestaltung“, in: *Last Minute. Ein Buch zu Sterben und Tod*. Hrsg. Stapferhaus Lenzburg, pp. 152-157, Baden: hier + jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte.
- Feldmann, Klaus und Werner Fuchs-Heinritz (Hrsg.). 1995. *Der Tod ist ein Problem der Lebenden*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Feldmann, Klaus. 1997. *Sterben und Tod. Sozialwissenschaftliche Theorien und Forschungsergebnisse*. Opladen: Laske + Budrich.
- Feldmann, Klaus. 2004. *Tod und Gesellschaft. Sozialwissenschaftliche Thanatologie im Überblick*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Fischer, Norbert. 2005. Transkript eines Vortrags, gehalten an der Paulus Akademie, Zürich.
- Fischer, Norbert. 1997. *Wie wir unter die Erde kommen: Sterben und Tod zwischen Trauer und Technik*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Fischer, Norbert (Hrsg.). 2000. *Nekropolis: Der Friedhof als Ort der Toten und der Lebenden*. Zürich: Werk AG.
- Fischer, Norbert. 2001. *Geschichte des Todes in der Neuzeit*. Erfurt: Sutton.
- Hahn, Alois. 1968. *Einstellungen zum Tod und ihre soziale Bedingtheit. Eine soziologische Untersuchung*. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.
- Happe, Barbara. 2000. "Veränderungen in der sepulkralen Kultur am Ende des 20. Jahrhunderts". *Friedhof und Denkmal 1/2000*: 9-20.
- Happe, Barbara. 1998. "Zur Lage der anonymen Bestattung in Deutschland". *Friedhof und Denkmal 2/1998*: 39-54.
- Happe, Barbara. 1996. "Anonyme Bestattungen in Deutschland - Veränderungen in der zeitgenössischen Bestattungs- und Erinnerungskultur". *Friedhof und Denkmal 2/1996*: 41-52.
- Helmers, Traute. 2006. "Wovon anonyme Gräber erzählen – Teil I". *Bestattungskultur 6/2006*: 8-9.
- Helmers, Traute. 2004. *Anonym unter grünem Rasen. Eine kulturwissenschaftliche Studie zu neuen Formen von Begräbnis- und Erinnerungspraxis auf Friedhöfen*. Oldenburg.
- Herzog, Markwart. 2001. *Totengedenken und Trauerkultur: Geschichte und Zukunft des Umgangs mit Verstorbenen*. Stuttgart: W. Kohlhammer.
- Noll, Peter. 2005. *Diktate über Sterben und Tod*. München: Pendo.
- Schäfer, Julia. 2002. *Tod und Trauerrituale in der modernen Gesellschaft. Perspektiven einer alternativen Trauerkultur*. Stuttgart: ibidem-Verlag.

- Schiller, Gisela. 1991. *Der organisierte Tod. Beobachtungen zum modernen Bestattungswesen*. Düsseldorf: Fachverlag des deutschen Bestattungsgewerbes GmbH.
- Sörries, Reiner. 2005. "Perspektivenwechsel. Der Wandel der Bestattungskultur und seine Ursachen". *Friedhof und Denkmal* 2/2005: 17-21.

Anhang 1: Eckdaten der InterviewpartnerInnen

Personen, die eine Beisetzung in einem Gemeinschaftsgrab wünschen

Name	Oskar Walker	Elfriede Dadier	Gertrud Kürzi
Geschlecht	m	w	w
Geburtsjahr	1918 (89 Jahre)	1920 (87 Jahre)	1929 (78 Jahre)
Nationalität	CH	Italien/CH	CH
Aufgewachsen in	Zürich	Bis 28 Jahre in Italien, danach in der Schweiz	Österreich und Deutschland (bis 20 Jahre)
Konfession	Christ-katholisch	Katholisch	Katholisch
Schulabschluss	Sekundarschule	Sekundarschule, Schule für Handarbeit	Sekundarschule, Saallehre (Hotel)
Beruf	Maschinenschlosser, später Lokomotivführer	Handarbeitslehrerin	
Nachkommen/Angehörige	Drei Söhne (Regensdorf, Waltenschwil und Sursee)	Zwei Söhne und eine Tochter (alle in Zürich)	Eine Schwester und zwei Brüder (alle in Deutschland)
Wohnbedingungen	Früher: Genossenschaftswohnung in Altstetten. Heute: Altersheim Grünau	Früher: Wohnung Heute: Altersheim Grünau	Früher: Genossenschaftswohnung Heute: Altersheim Grünau
Bestattungsform	Gemeinschaftsgrab	Gemeinschaftsgrab	Gemeinschaftsgrab

Name	Rosmarie Lampert	Siegfried Achermann	Gustav Hospenthal
Geschlecht	w	m	m
Geburtsjahr	1914 (93 Jahre)	1929 (78 Jahre)	1911 (96 Jahre)
Nationalität	CH	CH	CH
Aufgewachsen in	Tessin bis 2. Sek., danach in Zürich	Romoos (Luzern), Schule in Wolhausen	Geboren in Basel, ab vier Jahren in Zürich
Konfession	Protestantisch	Röm.-katholisch	Ref., nicht praktizierend
Schulabschluss	Mittelschule, Lehrerseminar	Sieben Jahre Schule, dann musste er arbeiten gehen.	Sekundarschule
Beruf	Primarschullehrerin	10,5 Jahre in einer Teigwarenfabrik 40 Jahre bei der SBB	Kaufmann Tapetengeschäft, wurde Lagerchef, Speditionschef. Dann Sachbearbeiter in Papierfabrik
Nachkommen/Angehörige	Keine Nachkommen, da ledig. Nichten in Basel und Bilten (Glarus)	Drei Kinder (Singapoor, Zürich und Frauenfeld)	Keine Kinder, zwei Schwestern (Zwillinge)
Wohnbedingungen	Früher: Dreizimmerwohnung in Zürich, Kreis 5. Heute: Altersheim Grünau	Altersheim Grünau	Früher: Bis 5. Klasse in Zürich Wiedikon, dann im Kreis 8, dann in Seebach in einer Wohnung (29 Jahre). Heute: Altersheim Rebwies
Bestattungsform	Gemeinschaftsgrab	Gemeinschaftsgrab	Gemeinschaftsgrab

Wandel der Bestattungskultur in der Stadt Zürich

Name	Margrit Plumsted	Marie Müller	Maria Jud
Geschlecht	w	w	w
Geburtsjahr	1923 (84 Jahre)	1922 (85 Jahre)	1925 (82 Jahre)
Nationalität	CH und GB (ab 30 Jahren)	CH	CH
Aufgewachsen in	Zürich, Hottingen	Siebenwangen, Kanton Schwyz	Zürich, Zollikon. Ab 8-9 Jahren in Oberstrass.
Konfession	Ref.	Ref., aber ausgetreten	Katholisch
Schulabschluss	Handelsschule	Sekundarschule	Lizentiat in Kunst und Literatur
Beruf	Sekretärin beim Personaldienst der EWZ	Hotelfach bis zur Heirat (25 J.) Danach Hausfrau	War im Bereich Gegenwartskunst tätig. Eröffnete an der Rämistrasse eine Galerie, doch nach 6 Monaten musste sie sie aufgeben wegen der Krankheit ihres Mannes.
Nachkommen/ Angehörige (Anzahl, Wohnort)	Keine Kinder. Frau ihres Cousins lebt im selben Altersheim (Frau Marie Müller)	Ein Sohn, wohnhaft in Samstagern, Kanton ZH	Nur noch eine Nichte.
Wohnbedingungen	Mietwohnung Seit 9 Jahren im Altersheim Rebwies	Mietwohnung Altersheim Rebwies	Mit erstem Mann an der Dufourstrasse. Unten Wohnung, oben Architekturbüro. Mit zweitem Mann in einer Eigentumswohnung in Horgen. Altersheim Rebwies
Bestattungsform	Gemeinschaftsgrab	Gemeinschaftsgrab	Gemeinschaftsgrab

Personen, die eine Aschenverstreung/-beisetzung in der freien Natur wünschen

Name	Thaddaeus Zmorski-Furrer	Silvia Zingg	Lilian Hirtz
Geschlecht	m	w	w
Geburtsjahr	1928 (79 Jahre)	1938 (69 Jahre)	1947 (60 Jahre)
Nationalität	CH	CH	CH
Aufgewachsen in	Westpolen	Zürich	Thurgau
Konfession	Reformiert	Katholisch	Reformiert
Schulabschluss	Matura, Medizinstudium	Sekundarschule, Arztgehilfenschule	Kaufmännische Lehre- Reisebüro
Beruf	Psychiater (befasst sich seit Jahren mit Sterbeproblematik, Zus.arbeit mit Elisabeth Kübler-Ross)	Medizinische Praxisassistentin	Hat Firma von ihrem Mann übernommen nach seinem Tod. Arbeitet jetzt dort.
Nachkommen/ Angehörige (Anzahl, Wohnort)	Zwei Kinder aus erster Ehe und Enkel in Zürich	Drei Kinder (Pekin, Langnau, Basel), Ehemann in Zürich	Zwei Kinder (Sohn und Tochter, beide in ZH)
Wohnbedingungen	Wohnung	Einfamilienhaus	Wohnung (ausgezogen aus dem Haus, nach dem Tod ihres Mannes).
Bestattungsform	Asche verstreuen in einem Fluss im Verzascatal	Asche verstreuen im Rhein. Wollte zuerst Waldbestattung, damit für die Angehörigen ein Grab übrig bleibt.	Asche verstreuen oder Waldbestattung. Wenn Kinder ein Grab wünschen, dann ist das auch OK.

Wandel der Bestattungskultur in der Stadt Zürich

Name	Ulla Schoch	Livia R.
Geschlecht	w	w
Geburtsjahr	1957 (50 Jahre)	1974 (33 Jahre)
Nationalität	CH	CH
Aufgewachsen in	Zürich	Bülach
Konfession	Reformiert	konfessionslos
Schulabschluss	Psychologiestudium	Matur, Fachhochschule
Beruf	Psychologin-Psychotherapeutin	Zeichenlehrerin
Nachkommen/ Angehörige (Anzahl, Wohnort)	Eltern (halbes Jahr in Schweden, halbes Jahr in Wallisellen) Eine Schwester (Hünikon, Winterthur)	Eltern, eine Schwester, ein Bruder
Wohnbedingungen	Wohngemeinschaft in einer Wohnung	Dreizimmerwohnung in Zürich, Kreis 3
Bestattungsform	Evtl. Asche nach Varanasi. Weiss aber nicht, wer das für sie tun würde. Nicht so wichtig.	Noch unentschieden. Asche verstreuen schöne Vorstellung, aber auch „normale Bestattung“ ok.

Personen, die eine Erdbestattung oder eine Beisetzung in einem Urnenreihengrab wünschen

Name	Carsten Wegener	Johanna Furrer-Zmorski	Jacqueline Aubry
Geschlecht	m	w	w
Geburtsjahr	1943 (64 Jahre)	1937 (70 Jahre)	1954 (53 Jahre)
Nationalität	CH	CH	CH
Aufgewachsen in	Bis 7 Jahre in Dänemark, danach in Hamburg	Bern	Zürich
Konfession	Katholisch	Ursprünglich reformiert, dann 25 Jahre katholisch, dann wieder reformiert.	Röm.-katholisch
Schulabschluss	Matura, Bankkaufmann	Höhere Töcherschule, Schauspielausbildung, Atem-/Stimm-/Sprachpädagogin Diplomierte Kinesiologin	Ausbildung als Fotografin
Beruf	Bankdirektor	Atem-/Stimm-/Sprachpädagogin Diplomierte Kinesiologin	Zurzeit nicht berufstätig. Letzte Tätigkeit: Bildredaktorin
Nachkommen/ Angehörige (Anzahl, Wohnort)	Ein Cousin in der Schweiz, alle anderen Verwandten in Deutschland und in Dänemark	Keine Kinder, eine Schwester in Australien	Nur sehr entfernte Verwandte (Grosscousins, Grosstanten), die nicht in Zürich leben.
Wohnbedingungen	Seit 30 Jahren in einem Einfamilienhaus in Zürich, Witikon	Wohnung	Wohnung
Bestattungsform	Erdbestattung mit einem gemieteten (historischen) Grabstein.	Erdbestattung bei einem Baum	Falls das Grab ihrer Mutter bis zu ihrem Tod aufgehoben wird: Neues Familiengrab mit ihrer Mutter.

Wandel der Bestattungskultur in der Stadt Zürich

Name	Wilhelm Maag	Margaretha Marazzi	Lorenz Marazzi	Ruth Gossweiler
Geschlecht	m	w	m	w
Geburtsjahr	1919 (88 Jahre)	1919 (88 Jahre)	1914 (93 Jahre)	1968 (39 Jahre)
Nationalität	CH	CH	CH (eingebürgert, ursprünglich Italien)	CH
Aufgewachsen in		Frauenfeld (Thurgau)	Signau (Emmental)	Zürich
Konfession	Reformiert	Protestantisch	Protestantisch	Reformiert
Schulabschluss	Sekundarschule	Handelsdiplom	Tiefbauingenieur (Technikum Burgdorf und Universität in Hessen)	Matura Diplomierte Steinbildhauerin
Beruf	Drogist, später im kaufmännischen Bereich in der Chemie, Pharmazeutik	Bürogehilfin zuerst in einer Baufirma, dann in Berufsberatung für Mädchen	Tiefbauingenieur (Stellvertreter des Stadtgenieurs)	Steinbildhauerin
Nachkommen/ Angehörige (Anzahl, Wohnort)	Eine Tochter, wohnhaft in Düsseldorf	Zwei Kinder (Ottikon und Dielsdorf) und vier Enkel	Zwei Kinder (Ottikon und Dielsdorf) und vier Enkel	Vater und drei Geschwister. Ein Bruder in Zürich, die anderen Geschwister und der Vater leben auf dem Land.
Wohnbedingungen	Früher: Mietwohnung in Witikon Heute: Altersheim Rebwies	Früher: Mietwohnung im Kreis 10, Zürich Heute: Altersheim Rebwies	Früher: Mietwohnung im Kreis 10, Zürich Heute: Altersheim Rebwies	Dreizimmerwohnung
Bestattungsform	Urnenreihengrab	Urnenreihengrab	Urnenreihengrab	Noch nicht sicher, aber wahrscheinlich Erdbestattung.

Person, der die Bestattungsart gleichgültig ist

Name	Peter Adler
Geschlecht	m
Geburtsjahr	1956 (51)
Nationalität	Österreich
Aufgewachsen in	Glattbrugg
Konfession	konfessionslos
Schulabschluss	Handelsdiplom
Beruf	Kameramann
Nachkommen/ Angehörige (Anzahl, Wohnort)	Lebenspartnerin und deren Tochter und Enkeltochter
Wohnbedingungen	Dreizimmerwohnung
Bestattungsform	Egal

Professionelle

Name	Funktion
Marianne Herold	Leiterin Bestattungs- und Friedhofamt der Stadt Zürich
Wolfgang Bulla	Leiter Krematorium Nordheim
Dominik Zuber	Friedhofverwalter, Sihlfeld
Paul Meyer	Friedhofverwalter, Höggerberg
Christian Seliner	Friedhofverwalter, Enzenbühl
Ernst Ryter	Friedhofverwalter, Fluntern
Bernadette Straessle	Bestattungsberaterin
Christoph Schürch	Inhaber Institut Pietà
Gisela Tschudin	Gemeindeleiterin Kirchgemeinde St.Martin, Zürich
Erna Johanna Stössel	Nichtkirchliche Abdankungsrednerin
Rosmarie Zogg	Seelsorgerin im Hospiz Zürcher Lighthouse
Sergio Biaggi	Bestatter/bildet Bestatter aus
Thomas Schär, Urne.ch	Urne.ch stellt Designerurnen her
Markus Schär, Urne.ch	Urne.ch stellt Designerurnen her
Veit Brimer, Geschäftsführer Algordanza AG	Algordanza stellt Erinnerungsdiamanten aus Kremationsasche her
Jürg Frei, Funebris	Bildhauer
Norbert Loacker	Autor des Buches „Wo Zürich zur Ruhe kommt“

ExpertInnen verschiedener religiöser Gruppierungen

Name	Funktion
Furat Ali	Direktor Muslimisches Bestattungsinstitut
Abou Youssef	Vereinigung der Muslime
Joshi Satish	Vertreter des Hinduismus
Marcel Ebel	Rabbiner/Vertreter des Judentums
Brigitte Büchel	Leitung Pflegezentrum Erlenhof, Zürich
Catherina Scuderi	Leiterin mediterrane Station Pflegezentrum Erlenhof, Zürich
Carlos Latorre	Leiter der Mission für Spanischsprechende in Zürich

Anhang 2: Strasseninterviews

Fragen	Eigene zukünftige Bestattungsform?	Was ist ein Gemeinschaftsgrab?	Was empfinden Sie, wenn Sie durch einen Zürcher Friedhof spazieren?	Alter/ Beruf/ Konfession, Glaube
1	Urnengrab	„Da wird man verlockt in einer Wiese.“	„Weiss nicht.“	57/ Katholisch. Gläubig.
2	Kremation, normale Urnenbestattung	„Verschiedene Urnen kommen da rein“. Kann es sich auch für sich gut vorstellen.	„Ruhe“ Geht selten auf den Friedhof.	43/ Krankenschwester/ Katholisch. Nicht gläubig.
3	Noch nicht entschieden.	„Familiengrab. Ich kenne das nur aus Deutschland als Familiengrab.“	„Ruhe, Musse, Gelassenheit, Traurigkeit.“	50/ Lehrerin/ Katholisch. „Gläubig in einem bestimmten Sinn“. Geht nicht jeden Sonntag in die Kirche.
4	Erdbestattung	„Grab für Familienangehörige.“	Kennt Zürcher Friedhöfe nicht. In Erlenbach: Gemischte Gefühle. „Andächtig“. Die Friedhöfe seien zeitgemäss, aber der Umgang mit dem Tod sei es nicht. Tod werde im Westen verdrängt. Beispiel: Leichenwagen, der heute möglichst nicht auffallen soll (schlicht, grau).	22/ Sozialpädagoge/ Reformiert. Geht nicht in die Kirche, macht sich aber Gedanken.
5	Kremation, Urnenreihengrab	Für Menschen, die keinen eigenen Grabstein möchten. Mit anderen Menschen zusammen. Finanziell einfacher.	„Seele ist nicht im Friedhof“.	Nonne (Diakonissen)/ Reformiert
6	Im Meer verstreuen.	„Etwas wie ein Familiengrab, aber mit anderen zusammen.“	Geht nicht gerne in den Friedhof. Empfindet dort Trauer.	51/ Architekt/ Reformiert. Gläubig: „Ja und Nein“. Nicht ausgetreten aus der Kirche.
7	Kremation und vielleicht ins Meer streuen	„Ein Grab, in dem mehrere bestattet werden.“	Komisches Gefühl. Ruhig. Vorstellung, dass Tote unter der Erde liegen.	18/ Serviceangestellte/ Reformiert. Nicht gläubig.
8	Weiss nicht	Familiengrab, nur für Verwandte	Beängstigend, Zufriedenheit	53/ Verkaufsleiter/ Katholisch. Gläubig.
9	Wahrscheinlich Erdbestattung	Familiengrab		28/ Hotelfachangestellte/ Griechisch-Orthodox. Gläubig.
10	„Ich glaube Kremation. Asche verstreuen, Freiheit.“	Familiengrab	Es gibt schönere und weniger schöne. Etwas steril, aber sie sind gut gepflegt. Für die ältere Generation ist es schon wichtig. Jeder hat ein eigenes Gärtchen, genau und präzise, wie die Schweizer so sind.	35/ Pflegefachfrau/ Reformiert. Geht nicht in die Kirche. „Wenn, dann reformierter Glaube.“
11	Weiss noch nicht	Familiengrab	Kennt Zürcher Friedhöfe nicht.	Keine Angaben.

Wandel der Bestattungskultur in der Stadt Zürich

12	<p><u>Frau</u>: ganz normal <u>Mann</u>: weiss nicht</p>	<p><u>Frau</u>: Weiss nicht. <u>Mann</u>: „Wahrscheinlich ein Grab mit mehr als einer Person. Kenne das von Kriegsfriedhöfen. Tausende von Kreuzen.“</p>	<p><u>Frau</u>: Hat noch keinen Zürcher Friedhof gesehen (sie stammt aus Deutschland). Friedhöfe sind wichtig. Es ist wichtig, hinzugehen, als wäre der Mensch noch da. Wie ein Besuch, das spendet Trost.</p> <p><u>Mann</u>: War auch noch nie auf einem Zürcher Friedhof. Friedhöfe sind wichtig für die, die zurückbleiben. Wenigstens weiss man, wohin man gehen könnte, auch wenn man nicht hingeht.</p>	<p><u>Frau</u>: 36/ Sozialpädagogin/ Evangelisch. „Nicht im traditionellen Sinn gläubig, nicht mit Kirche“, glaubt aber an Gott.</p> <p><u>Mann</u>: 36/ Lehrer/ Konfessionslos. Nicht gläubig.</p>
13	<p>Kremation, evtl. Aschenbeisetzung im Wald</p>	<p>Familiengrab</p>	<p>Sehr schön gepflegt. Kennt nur die Friedhöfe Nordheim und Sihlfeld.</p>	<p>40/ Hauspflegerin/ Reformiert. Gläubig, geht aber nicht in die Kirche.</p>
14	<p>Erdbestattung</p>	<p>Familiengrab</p>	<p>Hat sich nicht damit befasst, da er nicht in Zürich wohnt.</p>	<p>32/ Verkäufer Detailhandel/ Freikirchlich. Gläubig.</p>
15	<p>Kremation und Aschenverstreung</p>	<p>Mehrere Parteien sind dort begraben. Glaubensbrüder oder Menschen gleicher Nationalität.</p>	<p>Sehr unterschiedlich. Verschiedene Religionen, unterschiedliche Friedhöfe.</p>	<p>59/ Geschäftsmann/ Reformiert. Gläubig, aber nicht als Christ. Buddhismus zieht ihn sehr an.</p>
16	<p>„Für die Angehörigen ist es wichtig. Mir ist es egal.“</p>	<p>„Ich glaube Gräber für mehrere Personen. Die Personen müssen sich nicht kennen.“</p>	<p>„Kenne die Friedhöfe von Fluntern und den von der hohen Promenade. Sie sind schön. Die Bäume sind alt.“</p>	<p>21/ Medizinstudentin/ Reformiert. „Mässig gläubig“. Geht nicht in die Kirche, ist aber nicht ungläubig.</p>

Anhang 3: Mitwirkende (Forschung und Film)

Aya Domenig

Geboren 1972 in Japan. Schweizerische und japanische Nationalität. 1992-2000 Studium der Ethnologie, Filmwissenschaft und Japanologie in Zürich. 1996-1997 Studienaufenthalt an der Hitotsubashi Universität in Tôkyô. 2000 Lizentiatsarbeit im Teilgebiet Visuelle Anthropologie mit dem Dokumentarfilm „Oyakata“ (JVC Student Video Prize 2000, Royal Anthropological Institute London). 2001-2005 Studium an der Hochschule für Gestaltung und Kunst Zürich, Studiengang Film. Diplom 2005 mit dem Film „Haru Ichiban“ (Prix Cinéma, Premier Plans, Festival d'Angers). Seit 1996 filmische Arbeiten in verschiedenen Genres (Dokumentarfilm, Kurzspielfilm, Experimentalfilm). Konzeption und Gestaltung von Ausstellungen (Völkerkundemuseum der Universität Zürich, Museum Strauhof). Anstellungen als Regisseurin, Cutterin, Kamerafrau, Übersetzerin und Dolmetscherin (Japanisch-Deutsch), sowie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Volkskundlichen Seminar.

Mehdi Sahebi

Geboren 1963 in Maschad (Iran). Lebt seit 1983 in der Schweiz. Studium der Ethnologie, der Geschichte und des Völkerrechts an der Universität Zürich. 2002 Lizentiat im Teilgebiet Visuelle Anthropologie mit dem Dokumentarfilm „Un étranger me regarde“. Doktorat 2006 mit dem Kinodokumentarfilm „Zeit des Abschieds“ (Preis der Kritikerwoche Locarno 2006, Jury- und Publikumspreis Dokumentarfilmfestival „Entrevues“, Belfort.) Seit 1993 filmische Arbeiten in verschiedenen Genres (Dokumentarfilm, Kurzspielfilm, Experimentalfilm). Konzeption und Gestaltung von Ausstellungen (Völkerkundemuseum der Universität Zürich, Kunstmuseum Rohrschach). Anstellungen als Regisseur, Kameramann und Cutter.